

# MITTEILUNGEN

des Vereins für die Geschichte Berlins

Gegründet 1865



Richard Lauchert, Alexandra von Dänemark (1862)

---

119. Jahrgang

Heft 3

Juli 2023

---

[WWW.DIEGESCHICHTEBERLINS.DE](http://WWW.DIEGESCHICHTEBERLINS.DE)



Titel: Richard Lauchert: Alexandra von Dänemark, 1862, Öl auf Leinwand, 160,3 x 112,3 cm.  
Alexandra, genannt „Alix“, wurde 1844 als älteste Tochter von Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, dem späteren König Christian IX. von Dänemark, und dessen Frau Louise von Hessen geboren. 1863 heiratete sie Albert Edward, Prinz von Wales, Sohn von Queen Victoria, 1901 König Edward VII. von Großbritannien.  
Royal Collection Trust RCIN 407236 / © His Majesty King Charles III.

„... dass jetzt ganz Berlin  
von mir gemalt sein will ...“<sup>1</sup>

Zum 200. Geburtstag des Porträtmalers  
Richard Lauchert (1823–1868)

Von Ulrich Feldhahn

Der Name Richard Lauchert [Abb. 1] ist heutzutage nur noch wenigen vertraut. Wer sich mit der Porträtkunst im 19. Jahrhundert und insbesondere Bildnissen des Adels befasst, wird gelegentlich auf seinen Namen stoßen, ohne dass sich damit zwingend die Vorstellung an ein bestimmtes Gemälde verbindet. Während sein älterer Malerkollege Franz Xaver Winterhalter, der vor allem mit opulenten Damenporträts wie die der Kaiserinnen Elisabeth von Österreich oder Eugénie von Frankreich reüssierte, in den letzten Jahrzehnten mehrfach Gegenstand internationaler Ausstellungen und Publikationen war<sup>2</sup>, ist der Ruhm Laucherts rasch verblasst. Sein 200. Geburtstag bietet somit Anlass, diesen einst gefeierten, heute nahezu vergessenen Künstler wieder in Erinnerung zu rufen. Da er bereits in den 1850er-Jahren zeitweilig in Berlin wohnte und nach weiteren Stationen erneut während seines gesamten letzten Lebensjahrzehnts in der preußischen Hauptstadt ansässig war, ergeben sich daraus einige Bezugspunkte, denen es im Folgenden nachzuspüren gilt.



Abb. 1

Richard Lauchert in seinem letzten Lebensjahr, Porträtfotografie von Ernst Milster, Berlin, 1867/68. Hohenzollerische Heimatbücherei, Hechingen

Lauchert wurde am 4. Februar 1823 als Sohn eines Hofkammerrats in Sigmaringen, der Residenzstadt des gleichnamigen hohenzollerischen Fürstentums im heutigen Baden-Württemberg geboren. An seinem unterhalb des Schlosses gelegenen Geburtshaus, heute Sitz einer Bankfiliale, wurde 1930 zweifellos in bester Absicht eine Gedenktafel angebracht [Abb. 2], die jedoch offenbart, dass es



Abb. 2

Laucherts Geburtshaus in Sigmaringen mit Gedenktafel. Foto: Ulrich Feldhahn, 2023

selbst in seiner schwäbischen Heimat bereits ein gutes Jahrhundert später an präzisen Kenntnissen zu seiner Person mangelte: Darauf ist irrtümlich vom 2. Februar als Geburtsdatum Rede, auch wurde Laucherts Sterbedatum um einen Tag auf den 28. Dezember 1868 verschoben, und schließlich wird er dort als „Richard von Lauchert“ bezeichnet, obwohl er nie in den Adelstand erhoben wurde.<sup>3</sup> Weshalb bereits in älteren Veröffentlichungen zu ihm sogar 1869 als Sterbejahr angegeben wurde, bleibt gleichfalls ungeklärt, hat jedoch Auswirkungen bis in die Gegenwart und wird insbesondere in den digitalen Medien weiterhin ungeprüft übernommen.

Dabei war Lauchert keineswegs in Vergessenheit gestorben. Selbst der damaligen preußischen Königin und späteren deutschen Kaiserin Augusta war sein Tod eine Erwähnung wert. Ihrer Schwägerin, der verwitweten Königin Elisabeth schrieb sie von „zahlreichen Schicksalsschlägen“, zu denen sie auch das Ableben des „Malers Lauchert“ zählte.<sup>4</sup> Augusta war von ihm porträtiert worden [Abb. 3]; ihr in zarten Pastelltönen gehaltenes Bildnis in dekolletiertem Kleid mit Perlenkette und Luisenorden stand jahrzehntelang im Arbeitszimmer ihres Ehemanns in Schloss Babelsberg, während sich eine in Ölfarben gemalte Fassung später im Hohenzollern-Museum in Schloss Monbijou befand.<sup>5</sup>



Abb. 3

Richard Lauchert: Porträt der preußischen Königin Augusta, um 1860. SPSG, Foto: Daniel Lindner

## Lehrer und Förderer

Lauchert wuchs mit sechs Brüdern und einer Schwester in den wohlgeordneten Verhältnissen der kleinen Residenz an der Donau auf. Schon früh machte sich bei ihm eine künstlerische Begabung bemerkbar, die durch seinen am Hof tätigen Vater auch die Aufmerksamkeit des damaligen Erbprinzen und späteren Fürsten Carl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen fand. Nach dem Besuch des Progymnasiums im nahegelegenen Hechingen sowie des Großherzoglich-Badischen Lyzeums in Konstanz ermöglichte ihm dieser von 1839/40 an eine Ausbildung an der „Königlich bayerischen polytechnischen Schule“ in München, der sich ein Studium an der Akademie der bildenden Künste anschloss, die damals internationale Reputation genoss. Unter Peter von Cornelius und Clemens von Zimmermann lernte er das Zeichnen nach der Natur und antiken Abgüssen, woraufhin er im April 1842 auch offiziell als Schüler im Fach Malerei aufgenommen wurde. Da sich Lauchert bald auf das Porträtfach fokussierte, besuchte er parallel die private Schule des Porträtmalers Joseph Bernhardt. Im Jahr 1843 unternahm er eine Studienreise nach Italien und begab sich zwei Jahre später nach Paris, wo er angeblich zeitweilig Mitarbeiter im Atelier von Winterhalter wurde. Einem Brief der badischen Großherzogin Sophie vom 9. Januar 1849 zufolge empfahl ihn diese jedoch erst zu diesem Zeitpunkt an den ursprünglich aus dem Schwarzwald stammenden Winterhalter, sodass diese Vorgänge noch einer genaueren Untersuchung bedürfen.<sup>6</sup> Zweifellos hatte Winterhalters Malweise großen Einfluss auf die Kunst Laucherts. Beide Maler blieben auch in späteren Jahren freundschaftlich verbunden.

Inzwischen hatte sich aber die politische Lage in Frankreich und Deutschland zugespitzt und die Revolution von 1848 sollte auch Auswirkungen auf Laucherts Heimat haben. Die bei-

den Fürstentümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen waren zwar seinerzeit der napoleonischen Mediatisierung entgangen, sahen sich nun aber neben inneren Tumulten der Gefahr ausgesetzt, vom benachbarten Württemberg einverleibt zu werden. Der nach Abdankung seines Vaters amtierende Fürst Carl Anton einigte sich schließlich mit seinem Hechinger Stammesvetter darauf, die Regierung an das verwandte preußische Königshaus abzutreten, um die hohenzollerischen Stammlande weiterhin für die Dynastie zu erhalten. Er durchlief daraufhin eine beachtliche militärische wie politische Karriere, die ihn zunächst nach Neiße an der Oder, später nach Düsseldorf und schließlich Berlin führen sollte, wo er vier Jahre lang als preußischer Ministerpräsident amtierte. Durch eheliche Verbindungen seiner Kinder mit den Herrscherfamilien Portugals und Belgiens, der Ernennung seines Sohnes Karl zum rumänischen König sowie der zeitweilig in Betracht gezogenen spanischen Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold erlangte der Sigmaringer Zweig der Hohenzollern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts trotz seines Souveränitätsverlustes nochmals internationale Bedeutung.<sup>7</sup>



Abb. 4

Richard Lauchert: Fürst Carl Anton von Hohenzollern, 1852. Fürstlich Hohenzollernsche Sammlungen, Sigmaringen

Lauchert stand mit dem Fürstenhaus in einem geradezu familiären Verhältnis und schrieb seinem Mentor Carl Anton nach dem gemeinsam in Neiße verbrachten Weihnachtsfest 1850 aus Berlin, dass er hier nun „eine neue Laufbahn anstrebte, ob mit Glück oder nicht, wird die Zukunft lehren, beides wird meinem eifrigen Streben nicht hemmend entgegenzutreten, da ich dafür zu ehrlichst die Kunst liebe“.<sup>8</sup> Bereits im Februar des Jahres war er zum Hofmaler ernannt worden und vollendete 1852 eine ganzfigurige Darstellung des Fürsten [Abb. 4], die ihn in preußischer Generalsuniform mit zahlreichen Orden inmitten einer reichen Staffage und einem Ausblick auf die damals gemeinsam mit König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen wiederhergestellten Stammburg zeigt. Das einem Staatsporträt gleichende Gemälde wurde auf der Berliner Kunstausstellung zusammen mit einem Porträt der siebenjährigen Prinzessin Marie von Hohenzollern, spätere Gräfin von Flandern, gezeigt und stellt Laucherts repräsentative und zugleich einfühlsame Auffassung deutlich unter Beweis.

### Eine unkonventionelle Ehe

Sein Dasein wurde naturgemäß von zahlreichen Reisen bestimmt, die ihn oft von Schloss zu Schloss führten, um bei den jeweiligen Porträtsitzungen nach Möglichkeit nicht nur die physiognomische Erscheinung einer Person, sondern auch etwas von ihrem Wesen zu erfassen. Dabei sollte nicht nur der regelmäßige Ortswechsel, sondern auch eine für die damalige Zeit höchst ungewöhnliche Liebesbeziehung zu einem wortwörtlich „bewegten Leben“ beitragen. Auf Einladung des dem Fürstenhaus Hohenlohe entstammenden Herzogs Viktor I. von Ratibor hielt sich Lauchert 1852 im schlesischen Rauden auf und lernte bei dieser Gelegenheit dessen Schwester Amalie kennen, der er



Abb. 5

Blick in die Berliner Sommerstraße Ecke Dorotheenstraße. Das Ehepaar Lauchert wohnte in dem Haus links mit heller Markise, Fotografie von F. Albert Schwartz, um 1880. Sammlung Stiftung Stadtmuseum Berlin

zunächst Zeichenunterricht erteilte. Dabei erkannten die beiden rasch, dass sie nicht nur eine gemeinsame Liebe zur Kunst, sondern auch füreinander verband, doch ließ der große Standesunterschied eine eheliche Verbindung als undenkbar erscheinen. Zwar hatten männliche Mitglieder der Aristokratie, darunter auch Angehörige des Hauses Hohenlohe, immer wieder morganatische Ehen geschlossen und die daraus resultierenden Konsequenzen in der Erbfolge oder Alimentierung in Kauf genommen, aber die Heirat einer Prinzessin mit einem bürgerlichen Maler galt als schlichtweg inakzeptabel. Amalies Brüder, unter ihnen der spätere Reichskanzler Chlodwig sowie der nachmalige Kardinal Gustav Adolf zu Hohenlohe-Schillingsfürst, leisteten jahrelangen Widerstand und erst nach beharrlichem Ringen und unter der Fürsprache des Fürsten Carl Anton sowie des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha konnten Richard und Amalie 1857 in Herbsleben bei Gotha den Bund fürs Leben schließen. Aus der ausgesprochen harmonischen Ehe gingen fünf Kinder hervor, von denen jedoch nur drei das Erwachsenenalter erreichten.<sup>9</sup>

Nach einem mehrmonatigen Aufenthalt in St. Petersburg, bei dem unter anderem ein Porträt des russischen Zaren Alexander II. sowie einige genreartige Darstellungen aus bäuerlichem Milieu entstanden, ließ sich das Paar wieder in Berlin nieder und wohnte dort im Haus Sommerstraße 6 auf der Höhe des heutigen Friedrich-Ebert-Platzes nördlich vom Brandenburger Tor [Abb. 5].<sup>10</sup> Wenngleich sich die einstige Klientel nach Laucherts ungewöhnlicher Eheschließung keineswegs von ihm distanziert zu haben scheint, bot das ungleiche Paar doch Gesprächsstoff für die Berliner Gesellschaft. In dem Zusammenhang erscheint ein Tagebucheintrag der Gräfin Hedwig von Königsmarck vom 30. April 1867 von Interesse, in dem sie von einer Begegnung mit dem Ehepaar Lauchert anlässlich einer Einladung bei Angehörigen des pommerschen Adelsgeschlechts von Schöning berichtet:

Gestern Abend waren wir bei Schönings auf M. und Mdm. Lauchert invitirt. [...] Immer wieder von neuem interessirt es mich mit diesem Ehepaar zusammen zu kommen. Ich sehe den jungen, gescheuten u. eigentlich hübschen Maler nach Rauden kommen, sehe die Prinzess Hohenlohe ihn zuerst empfangen, wie man eben einen jungen Maler = Herrn Lauchert empfängt (ohne Hochmuth sei dies gesagt) u. dann nach u. nach entwickelt sich die Liebe. Er giebt ihr Unterricht u. mit den Album's zusammen füllen sich die Herzen. Wissen möchte ich wie sie sich zuerst gegenseitig klar geworden sind, er muß doch gefühlt haben daß er sprechen durfte! Hernach kamen die Kämpfe in der Familie, wie werden sie alle empört gewesen sein die Verwandten, die Herzogin v. Kent, die Königin Victoria, ihr – doch der Braut Bruder – der Herzog v. Ratibor! Dann ihr Sieg – die Hochzeit u. ihr erster Aufenthalt bei den Eltern ihres Mannes. Diese sind Krämersleute in Stuttgart, ein Bruder von ihm ebenfalls Kaufmann. Dann gehen sie nach St. Petersburg u. haben dort mit Mangel u. Elend zu kämpfen. Kurz der Roman ist fertig u. ... bis jetzt hat die Liebe gesiegt! Sie sehen glücklich aus u. sie spricht mit einer Harmlosigkeit, die mich wahrhaft starr machte, von ihren bescheidenen Verhältnissen. Z.B. sagte sie: „Heute Nachmittag schellte es, ich laufe hin u. öffne (einen Bedienten haben sie nicht) u. da steht ein fremder Herr, der als er mich sieht, mir gleich entgegen ruft „Amalie, bist Du's wirklich?“ Es war mein Vetter Hohenlohe aus England, den ich lange nicht gesehen hatte! Nun die Naturen sind eben verschieden angelegt. Ich fühle die meine ist kleinlicher, nein Hochmuth=Stolz ist ein zu edler Ausdruck für mein Empfinden – mein Hochmuth färbt mir die Backen hochroth bei dem Gedanken die Thür einem Jeden der da klingelt zu öffnen u. die Kunden meines Mannes bei ihm anzumelden. Ich glaube nicht, daß ich je eine Liebe empfinden könnte, so stark, so rein so selbstvergeßend, um mich in solchen Verhältnissen glücklich fühlen zu können, sans regrets! Ich muß mich beugen vor dem Sinne u. Character dieser Mdm. Lauchert die die kleinlichen Schwächen, die Eitelkeit, den Hochmuth in diesem Grade überwunden hat.<sup>11</sup>

Wenngleich sich die Verfasserin bei Profession und Wohnort von Laucherts Eltern täuschte und zu vermuten ist, dass der Berliner Haushalt der Laucherts auch nicht gänzlich ohne Personal geführt wurde, verdeutlicht diese Beschreibung doch sehr anschaulich, welche große Bedeutung die Standeszugehörigkeit damals hatte und welche Befremdung und zugleich Faszination von ihrer Überwindung ausgehen konnte.

## Schaffensreiche Jahre und vorzeitiges Ende

Tatsächlich gestalteten sich die letzten Jahre in Laucherts Schaffen als überaus arbeitsreich und nicht ohne Koketterie teilte er seinem Förderer Fürst Carl Anton 1862 mit: [...] daß ich ein wahrlich geplagter Mensch bin, daß jetzt ganz Berlin von mir gemalt sein will und ich den Schluß ziehen muß, daß ich jetzt Mode geworden bin.<sup>12</sup> Unter den illustren Persönlichkeiten, die sich damals von ihm malen ließen, befand sich auch Rudolf von Stillfried-Rattonitz. Lauchert schrieb dazu im Frühjahr 1862 an seinen Mentor Carl Anton, dass er unter Dutzend andern Bildern [...] endlich auch die verdienstvollen Züge des Grafen Stillfried auf Leinwand fixiert [habe], und zwar als Portugiesischer Grande in seinem weißen Mantel.<sup>13</sup> Stillfried war 1858 anlässlich seiner Begleitung der Prinzessin Stephanie von Hohenzollern nach Lissabon, wo sie König Pedro V. heiratete, von diesem zum Granden mit dem Titel eines Grafen von Alcántara ernannt worden und seit 1861 auch in den preußischen Grafenstand erhoben. Er galt aufgrund seiner zahlreichen Funktionen als Zeremonienmeister, Altertumsforscher, Archivar und Berater des Königshauses als eine der zentralen Figuren am preußischen Hof, was auch in Laucherts Porträt von 1862 Niederschlag fand, das ihn in selbstbewusster Pose in der Livree eines preußischen Kammerherrn mit dem Mantel des portugiesischen Ritterordens des Hl. Jakobus vom Schwert sowie zahlreichen Auszeichnungen zeigt [Abb. 6].<sup>14</sup> Darüber hinaus sollte Stillfried auch zeitlebens dem Verein für die Geschichte Berlins seit dessen Gründungsjahr 1865 angehören.<sup>15</sup>

Laucherts Kundenkreis umfasste zugleich zahlreiche adlige Damen, was ihm bei einer Teilnahme an der Berliner Akademie-Ausstellung die Bezeichnung „Prinzessinnenmaler“ ein-



Abb. 6

Porträt des Grafen Rudolf v. Stillfried-Alcántara nach einem 1862 entstandenen Original von Lauchert. Eigentum des Hauses Hohenzollern, SKH Georg Friedrich Prinz von Preußen, Foto: Roland Beck



Abb. 7

Porträt der Herzogin Adelheid von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Lithografie nach Lauchert, um 1860. Sammlung des Verfassers, Foto: Ulrich Feldhahn

brachte, als der er jedoch laut einer Zeitungskritik nicht an das „große Ideal“ Winterhalter heranreichen konnte.<sup>16</sup> Solche Einschätzungen hatten aber keinen Einfluss auf Laucherts anhaltende Popularität und exzellente Auftragslage. Dass er die Arbeit in seinem Berliner Atelier, das er humorvoll seine „Stadtpraxis“ nannte, als „sehr aufreibend“ beschrieb und sich bereits fünf Jahre vor seinem Tod fragte, woher er für die bevorstehenden Aufgaben „immer neue Kräfte sammeln“ sollte, lässt indessen erahnen, dass er vielleicht eine Vorahnung hinsichtlich seines vorzeitigen Endes hatte.<sup>17</sup> Dennoch kam sein Tod am 27. Dezember 1868 überraschend und rief allgemeine Anteilnahme hervor. Vor seiner Beisetzung am 31. Dezember auf dem heute nicht mehr existierenden katholischen Friedhof an der Hannoverschen Straße fand sich zur Trauerfeier im Wohnhaus des Künstlers neben dem preußischen Kronprinzen und späteren Kaiser Friedrich III. auch „eine große Versammlung vom Civil- und Militärpersonale“ ein.<sup>18</sup> Laucherts Witwe zog später mit ihren Kindern nach Gotha, wohin sie auch die sterblichen Überreste ihres Mannes umbetten ließ. Nach einem weitgehend zurückgezogenen Leben sorgten ihr am 9. September 1902 erfolgter Tod und das auf dem Gothaer Friedhof IV erfolgte Begräbnis nochmals für zahlreiche Notizen in der Presse. Die inzwischen amtierende Kaiserin Auguste Victoria, deren Mutter Adelheid der Familie Hohenlohe-Langenburg entstammte und gleichfalls von Lauchert gemalt worden war [Abb. 7], entsandte eigens ihre Hofdame Gräfin Mathilde von Keller mit einem „kostbaren Blumenarrangement“ und unterstrich damit, dass mit Amalie Lauchert zugleich die Angehörige eines bedeutenden, weit verzweigten Fürstenhauses zu Grabe getragen wurde.<sup>19</sup>

Der Friedhof wurde indessen 1951 eingeebnet, sodass dort heute nichts mehr an das ungewöhnliche Paar erinnert. In Sigmaringen wurde neben der Gedenktafel am Geburtshaus in den 1920er-Jahren auch eine Straße nach Lauchert benannt. Erhalten haben sich aber vor allem zahlreiche seiner

Werke, die bislang noch einer eingehenden Erfassung und wissenschaftlichen Bearbeitung harren. Einen ersten Schritt dorthin unternimmt die vom Verfasser kuratierte und im Hohenzollerischen Landesmuseum in Hechingen vom 15. Juni bis 24. September 2023 präsentierte Ausstellung „Richard Lauchert (1823-1868). Ein Hofmaler aus Hohenzollern“, die anhand zahlreicher Gemälde, Grafiken und Dokumente, viele davon aus Privatbesitz und erstmals öffentlich ausgestellt, einen Einblick in das Leben und Schaffen dieses bemerkenswerten Künstlers vermitteln möchte.

Ulrich Feldhahn

Mail: [ulrichfeldhahn@hotmail.com](mailto:ulrichfeldhahn@hotmail.com)

#### Anmerkungen

1. Richard Lauchert an Fürst Carl Anton v. Hohenzollern, Berlin, 9. April 1862, Staatsarchiv Sigmaringen (StAS), FAS HS 1-80 T7R53.12/10.
2. Zuletzt 2015/16 in der in Freiburg i. Br., Compiègne und Houston gezeigten Ausstellung „Franz Xaver Winterhalter. Maler im Auftrag Ihrer Majestät“ mit gleichnamiger Begleitpublikation.
3. Vgl. Walter Kaufhold: Hofmaler Richard Lauchert. Leben und Werk, in: Hohenzollerische Heimat, 1/1969, S. 1-5; 2/1969, S. 17-22; mit Nachtrag zum Werkverzeichnis auch als Sonderdruck, Gammertingen 1969; Ulrich Feldhahn: Ein Künstler der „allerhöchsten Kreise“. Zum 150. Todestag des Porträtmalers Richard Lauchert (1823-1868), in: Schwäbische Heimat, Zeitschrift für Regionalgeschichte, Württembergische Landeskultur, Naturschutz und Denkmalpflege, 4/2018, S. 428-435. Der Verfasser dankt Dr. Kay v. Lauchert, Olching, für den Hinweis, dass erst die Kinder von Richard Lauchert im Jahr 1885 geädelt wurden.
4. Augusta an Elisabeth (auf Französisch), Berlin, 2. Januar 1869, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, BPH Rep. 51T, Lit. P, Mappe 4, 252-254. Der Verfasser dankt Klaus Aleker-Owens, Berlin, für den Hinweis auf diese Briefstelle.
5. <https://easydb.spsg.de/app/FotoverwaltungFrames?easydb=0bfk69ug7djmhoqhdgbl8ngje3&ls=2&ts=1677613352> (abgerufen am 28.2.2023); Thomas Kemper: Schloss Monbijou. Von der königlichen Residenz zum Hohenzollern-Museum, Berlin 2005, Abb. 211.
6. Großherzogin Sophie von Baden (1801-1865) an Franz Xaver Winterhalter, Karlsruhe, 9. Januar 1849, zitiert bei Arthur von Schneider: Briefe an Franz Xaver Winterhalter, in: Die Pyramide. Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt, 20. Januar 1935, S. 1-2. Lauchert fertigte auch Kopien nach Winterhalter-Porträts an, von denen sich Exemplare im Alten Palais (Kaiser Wilhelm-Palais) in Berlin befinden, s. Kaufhold, Sonderdruck 1969 (wie Anm. 3), S. 16-17, dort als „Königl. Palais“ bezeichnet.
7. Vgl. Karl Theodor Zingeler: Karl Anton Fürst von Hohenzollern. Ein Lebensbild nach seinen hinterlassenen Papieren, Stuttgart/Leipzig 1911. Eine aktuellere Studie zu der in vielerlei Hinsicht bedeutenden Persönlichkeit Carl Antons steht bislang aus.
8. Richard Lauchert an Fürst Carl Anton von Hohenzollern, Berlin, 31. Dezember 1850, StAS (wie Anm. 1).
9. Vgl. Gustav Hebeisen: Der Hofmaler Richard Lauchert von Sigmaringen und seine Heirat mit der Prinzessin Amalie von Hohenlohe-Schillingsfürst. Aus dem Vortrag vom 17. Januar 1928, in: Hohenzollerisches Heimatblatt, 1/1928, Nr. 1 und 2.
10. Unter dieser Adresse wird Lauchert als „Hofmaler“ (von 1867 an „Professor, Hof-Portraitmaler“) in den Berliner Adressbüchern von 1860 bis 1868 geführt; in den Ausgaben von 1867 und 1868 wird zudem das „Atelier: Behrenstr. 59“ genannt: <https://digital.zlb.de/viewer/berliner-adressbuecher/> (abgerufen am 28.2.2023).
11. Brandenburgisches Landeshauptarchiv, 6.2. Rep. 37, CI.9., 1016, fol. 29-30. Der Verfasser dankt Professor Dr. Bernhard v. Barsewisch, Groß Pankow, für den Hinweis auf diese Quelle sowie die Bereitstellung ihrer Abschrift.
12. Wie Anm. 1.
13. Richard Lauchert an Fürst Carl Anton von Hohenzollern, Berlin, 9. April 1862, StAS (wie Anm. 1).
14. Klaus H. Feder: Rudolph Maria Bernhard Graf von Stillfried-Rattonitz. Sein Werdegang am preußischen Hof und seine Geschichtsklitterung beim Schwanenorden, in: Militaria. Fachjournal für Auszeichnungen, Uniformierung, Militär- und Zeitgeschichte, 3/2013, S. 84-96.

15. Freundliche Mitteilung von Martin Mende, Archivar des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, Berlin.
16. Autorenkürzel L.P.: Die große Kunstausstellung in Berlin, in: Illustrierte Zeitung, 8.11.1862, S. 331.
17. Wie Anm. 1.
18. Vossische Zeitung, 1.1.1869, S. 4.
19. Gothaische Zeitung, 13.9.1902, S. 2.

## Vereinsmitglieder schreiben Geschichte!

### Die Wirtschaftslage während der Blockade – Briefe an Onkel Otto nach Chicago, 8. und letzte Folge

Von Otto Uhlitz (1923–1987)<sup>1</sup>

Berlin-Neukölln, den 22.11.1948

Lieber Onkel, liebe Tante!

... Wie Du schriebst, hast Du eine Anzahl Pakete nach hier abgesandt. Wir wollen hoffen, dass sie auch glücklich ankommen. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Du sie nach Spreeau adressiert hättest. Über die „Luftbrücke“ werden nämlich nur Briefe bis zu 100 Gramm nach Berlin befördert. Alles andere geht über die russische Zone in die Berliner Westsektoren. Aus Zeitungsnachrichten habe ich erfahren, dass die Russen eine Anzahl Postzüge an der Zonengrenze aufgehalten haben. Alle Pakete, die aus Westdeutschland nach Berlin oder in die russische Zone adressiert waren, wurden zurückgeschickt. Alle Liebesgaben-Pakete aus dem Ausland soll der Russe aber weiterbefördert haben. Auslandspakete werden nicht zugestellt, sondern müssen bei den Postämtern abgeholt werden. Deine ersten Pakete holte ich noch beim Postamt Berlin-Neukölln ab. Das letzte Paket musste ich aber schon bei einem Postamt am Schlesischen Bahnhof im russischen Sektor abholen, von wo aus ich auch die Benachrichtigungskarte erhielt. Es sieht also so aus, dass der Russe wohl Auslandspakete befördert, aber nur in die russische Zone und in den russischen Stadtteil von Berlin. Ich muss als Neuköllner bei einem Postamt im russischen Stadtteil mein Paket abholen. ... Ich befürchte nun – und alle Anzeichen lassen darauf schließen – dass in nächster Zeit kein Bewohner des amerikanischen, englischen und französischen Stadtteils den russischen Stadtteil und die russische Zone mehr betreten darf, so dass für uns Neuköllner gar keine Möglichkeit besteht, die Pakete im russischen Stadtteil abzuholen. Ich nehme aber bestimmt an, dass dann, wenn sich die Ereignisse so zugespitzt haben, die Auslandspakete für die Westsektoren von den westdeutschen Postbehörden gar nicht mehr auf gut Glück über die russische Zone versandt, sondern in Westdeutschland aufgehalten werden, bis sich die Möglichkeit einer Beförderung durch Flugzeuge bietet. Bis zur Stunde konnten sich aber die Bewohner der westlichen Stadtteile ihre Pakete im östlichen Stadtteil abholen.

Man kann einem Außenstehenden gar nicht die Verhältnisse hier in Berlin klarmachen. Die Zustände sind schon den Deutschen in Westdeutschland schwer verständlich und deutlich zu machen. Schon diese können sich den Wahnsinn hier nicht richtig vorstellen. Wie solltet Ihr es nun verstehen? Augenblicklich sieht es so aus, dass alle Zufahrtstraßen, die in die westlichen Sektoren führen, von Ostzonen-Polizisten bewacht werden und nichts an irgendwelchen<sup>2</sup> Gütern in die Ostsektoren hineingelassen wird. Die S-Bahn (das ist die elektrisch-betriebene Stadtbahn, die von Ost nach West und von Nord nach Süd und dann im Ring um Berlin herumfährt) fährt aber noch ungehindert durch alle Sektoren. Man braucht also nicht, wenn man von draußen nach Berlin kommt und in

den amerikanischen Stadtteil will, an der Grenzstation auszusteigen. Ebenso ist es mit der weitverzweigten U-Bahn (Untergrundbahn), mit der Hochbahn, mit der Straßenbahn und überhaupt mit dem gesamten Fußgängerverkehr. Man kann noch ungehindert gehen und fahren, wohin man will, nur dass eben die U-, Hoch und Straßenbahnen in den westlichen Stadtteilen nur bis 6 Uhr abends fahren und auch bis zu dieser Zeit nur alle 20 Minuten, statt wie früher alle 5 Minuten. Kontrolliert werden an den Zufahrtstraßen nur Autos und Fuhrwerke. Um ganz Berlin herum (einschließlich des russischen Sektors) ist aber eine scharfe Polizeikontrolle gelegt worden. Seit 1.11. fährt nun wieder die S-Bahn (elektrische Schnellbahn) bis Erkner. Von Fangschleuse bis Erkner muss man mit dem Dampfzug fahren. Da fährt einer um 5.30<sup>3</sup> früh, um 1.30 mittags, um 5.30 nachmittags und abends um 8.30 Uhr. Noch bis zum 10.11. fuhren mindestens 12 Züge von Fürstenwalde über Fangschleuse nach Erkner. Der Zugverkehr ist eingeschränkt worden, weil man „für Hamsterer keine Züge fahren lassen will“. Hamsterer sind Leute, die über Land ziehen und versuchen, bei den Bauern Kartoffeln usw. zu bekommen. Wenn man nun von Fangschleuse aus in Erkner ankommt, dann muss man durch eine Kontrolle von ungefähr 15 Polizisten. Es gilt als geradezu unmöglich, dass man irgendetwas in den S-Bahnzug und damit nach Berlin hineinbringen kann. Diese Kontrollen sind seit dem 10. November so scharf. Ich kann also noch nicht einmal einen kleinen Rucksack Kartoffeln für uns von draußen mit nach Berlin nehmen. Das sind die augenblicklichen Verkehrsverhältnisse. An Gas gibt es in den westlichen Sektoren pro Person 120 Liter, das reicht also nicht hin und nicht her. Elektrisches Licht wird in der dunklen Tageszeit nur an zwei Stunden geliefert und dann noch einmal zwei Stunden am Tage. Es ist aber auch dann noch kontingentierte. Unzählige Menschen fahren nach außerhalb, um zusätzlich Holz zum Kochen und Heizen herbeizuschaffen. Das ist durch die neuerliche schlechte Verkehrsverbindung und die scharfen Kontrollen an den Anfangsstationen der S-Bahn den Leuten völlig unmöglich gemacht worden. Sonst ist die Verpflegung in den Westsektoren aber sehr gut. Die Rationen sind seit Anfang November beträchtlich erhöht worden. An Fett gibt es meistens Schmalz. Das Brot in den Westsektoren ist besser als im russischen Stadtteil und bedeutend besser als in der russischen Zone. Zum Teil gibt es Weißbrot. An Fleisch gibt es mexikanisches oder kanadisches Büchsenfleisch. Das wird alles mit Flugzeugen herbeigeschafft. Nur Kartoffeln werden nicht eingeführt, dafür gibt es Grütze oder ähnliche Nahrungsmittel. Scheinbar wurden als Ausgleich die Fett- und Fleischrationen erhöht. Die Kartoffeln werden natürlich sehr vermisst, denn von Brot (400 Gramm pro Tag) allein wird man doch auch nicht satt, wenn man sich neuerdings auch öfter Fett auf das Brot streichen kann.

In geldlicher Hinsicht sieht es so aus: Die Sektorengrenzen sind völlig willkürlich. Die Querverbindungen gehen durch die ganze Stadt: Aus den Westsektoren arbeiten Menschen im Ostsektor, aus dem Ostsektor im Westsektor usw. Als die Amerikaner, nachdem der Russe die Ostmark eingeführt hatte mit dem Anspruch, dass diese die allein gültige Währung für ganz Berlin sei, die Westmark einführten, mussten sie daneben aber auch die Gültigkeit der Ostmark in ihrem Stadtteil anerkennen. Was sollten z.B. die Bewohner des amerikanischen Stadtteils machen, die im russischen Stadtteil arbeiten und dort nur Ostmark verdienen? Wäre die Westmark alleingültiges Zahlungsmittel im amerikanischen Stadtteil, dann könnten diese Menschen keine Mieten mehr bezahlen und noch nicht einmal die Lebensmittel kaufen, die es auf Marken gibt. Aus diesem Grunde können z.B. Wohnungsmieten, Steuern und alle Lebensmittel, die es auf Lebensmittelkarten



Am 24. Juni 1948 wurde der Gültigkeitsbereich der Deutschen Mark (West) auf die drei westlichen Sektoren von Berlin ausgedehnt. Diese Banknoten bekamen eine Stempelung und/oder eine Perforation mit einem „B“. Umgangssprachlich wurden diese Scheine daher „Bärenmark“ genannt.

gibt, auch im Westsektor in Ostmark bezahlt werden. So kostet z.B. auf Lebensmittelkarten ein Pfund Zucker (im ganzen Monat gibt es 1 Pfund und 100 Gramm) im Ostsektor 50 Ostpfennige und im Westsektor genauso 50 Ostpfennige. So kostet ein möbliertes Zimmer im Ostsektor 30,-- Ostmark und im Westsektor auch 30,-- Ostmark. Diese Anerkennung der Ostmark im amerikanischen Stadtteil war natürlich nur als Hilfe für die gedacht, die im russischen Stadtteil arbeiten und dort nur Ostgeld verdienen. Es denkt aber niemand daran, für Mieten und Lebensmittel auf Marken nun etwas anderes als Ostgeld zu geben. Jeder bezahlt diese Dinge nur mit Ostmark. Dazu kommt, dass die Westmark so wenig vorhanden ist, dass auch im amerikanischen Stadtteil die Arbeiter nun nicht etwa nur Westmark bekommen als Lohn, sondern nur 25 %. Ein Arbeiter, der im Monat 200,-- Mark verdient und im Westsektor arbeitet, bekommt also 150,-- Ostmark und nur 50,-- Westmark. Du wirst nun fragen, wie kommt die Ostmark in den amerikanischen (britischen, französischen) Stadtteil? Die konnten wir uns im russischen Stadtteil abholen! Als der Russe „für ganz Berlin“ die Ostmark einführte, musste er natürlich auch dafür sorgen, dass „ganz Berlin“ die Ostmark bekam. In den Westsektoren konnte die Ostmark nicht ausgegeben werden, denn die Amerikaner erkannten ja die russische Währungsreform „für ganz Berlin“ nicht an. Folglich konnte sich jeder Westberliner seine Kopfquote von 70,-- Ostmark und die Aufwertung von 5 000,-- Reichsmark im Verhältnis 1:10 im russischen Stadtteil gegen Abstempelung der Lebensmittelkarte abholen. Zur gleichen Zeit führte aber auch der Amerikaner die Westmark ein und jeder Westberliner bekam auch im Westsektor die Kopfquote von 60,-- Westmark und die Aufwertung von 5 000,-- Reichsmark im Verhältnis 1:10, hier gegen Abstempelung des Personalausweises. Es war nun nicht so, dass der, der bereits im russischen Stadtteil das Geld geholt hatte, vom Amerikaner nichts mehr bekam. Im Gegenteil, wir wurden durch Rundfunk direkt aufgefordert, das Geld vom Russen abzuholen. Da z.B. die Eisenbahn (S-Bahn) unter russischer Verwaltung steht und nur Ostmark kassiert, musste der Amerikaner ein Interesse daran haben, dass jeder Einwohner der Westsektoren auch zu seinem Ostgeld kam, um überhaupt die Eisenbahn benutzen zu können. Daneben mag noch eine Rolle gespielt haben, dass man ein Interesse daran hatte, dass der Russe viel Ostgeld ausgibt, wodurch dieses Geld gleich wieder wegen seiner großen Menge wertlos wurde. Umgekehrt durfte man aber nicht, wenn man vorher schon das Westgeld empfangen hatte, in den Russensektor und noch einmal Ostgeld empfangen, denn dann wurde man dort als „Staatsfeind“ angesehen, weil man die „illegale“ Westmark in Empfang genommen hatte. Die Berliner sind ja nun gerade nicht dumm und so hat jeder treu und brav erst seine Ostmark im russischen Stadtteil abgeholt und dann im amerikanischen Stadtteil seine Westmark. Die Westberliner sind also die einzigen in ganz Deutschland, die zweimal durch die Währungsreform Geld empfangen haben. Und dies nur deshalb, weil jede der beiden Großmächte die Maßnahmen der anderen als „illegal“, als überhaupt nicht vorhanden, angesehen hatte. Für Mieten und den lebensnotwendigen Bedarf, den es auf Lebensmittelkarten gibt, braucht man also auch im Westsektor nur Ostgeld, und zwar muss man lediglich im Kurs 1:1 bezahlen. Die übrigen Waren (Plättchen, Radios usw.) gibt es im Westsektor nun teils auf Westgeld oder auf Ostgeld. Dabei kosten Ostgeld meistens die gewöhnlichen Dinge, die in der Ostzone hergestellt werden. Westgeld muss man aber für alles andere bezahlen, was bisher verknappt war. Ich rede hier nur von Berlin, nicht von Westdeutschland. Man muss aber staunen, was es auch in Berlin wieder alles zu kaufen gibt: Dinge, die seit Jahren überhaupt nicht zu haben waren, sind plötzlich da. Die Schaufenster sind voll. Es fehlt nur das Westgeld, um alles zu kaufen, was man gebrauchen könnte. Woher die Waren kommen, weiß ich nicht. Zum Teil mögen sie von früher her gehortet gewesen sein, zum Teil kamen sie direkt über die Luftbrücke nach Berlin, zum Teil werden sie von privaten Schmugglern aus Westdeutschland eingeschmuggelt, zum Teil kommen sie aber auch aus der Ostzone. In der Ostzone wird ja für die Zivilbevölkerung kaum ein Gebrauchsgegenstand hergestellt. Alles, was in den großen Fabriken Sachsens und Thüringens an Textilien und Gebrauchsgütern hergestellt wird, geht größtenteils nach Russland oder wird von den Russen an andere Staaten gegen Dollar usw. verkauft. Natürlich wird von

den Fabrikleitungen viel verschoben und meistens natürlich in die Berliner Westsektoren, um an das gute Westgeld heranzukommen, das man dann wiederum nach Westdeutschland schafft, wo man es sicher anlegt, um „für alle Fälle“ etwas zu haben. Da jeder in der Ostzone der im Besitze verknappter Ware ist, bemüht war, diese in die Westsektoren Berlins zu schaffen, sind m.E. auch die strengen Kontrollen jetzt eingeführt worden. Es sieht zur Zeit also so aus, dass alle Dinge, die der Westeuropäer dringend braucht, die zu seinem Lebensstandard gehören (z.B. alle Lebensmittel, Seife, Uhren, Wäsche, Stoffe, Textilien, Schuhe usw.), nur gegen Westgeld in den Westsektoren zu haben sind. Im Ostsektor und in der Ostzone gibt es so etwas kaum. Der Unterschied der Schaufenster im russischen Stadtteil und im amerikanischen Stadtteil ist augenfällig. Ich war mit Christa im Oktober in Thüringen. Obwohl dort große Textilfabriken sind, herrscht eine Armseligkeit ohne gleichen. In den Schaufenstern liegt kaum etwas. Jede Kleinigkeit, die irgendeinen Wert hat (z.B. Stopfzwist oder Garn) gibt es, wenn überhaupt, nur gegen Bezugsschein der Behörde. Dasselbe Bild überall in der Ostzone, etwas besser im russischen Stadtteil Berlins. Im amerikanischen Stadtteil kann ich aber heute bald an jeder Straßenecke bei fliegenden Händlern, in jedem Laden, gegen Westgeld Garn jeder Art bis zum feinsten englischen, Rasierklingen und ähnliche Dinge, die es bis zur Währungsreform überhaupt nicht gab und die es in der Ostzone heute noch nicht gibt, kaufen. Und wenn ich so etwas im russischen Sektor gegen Ostgeld kaufen will, dann kostet es 4mal so viel. Größtenteils gibt es solche Waren aber nur im Westsektor. Von weit her kommen die Leute nach Berlin, um sich etwas zu kaufen, was sie dringend benötigen. Vorher müssen sie natürlich ihr Ostgeld gegen Westgeld umtauschen im Verhältnis 1:4. Warum das Verhältnis so steht, weiß ich auch nicht. Das ist eben das freie Spiel der Kräfte. Das liegt ganz einfach daran, dass die russische Währungsreform keine war und den inflationistischen Geldüberhang aus der Zeit vor der Währungsreform nicht beseitigt hat. Es ist in der Ostzone heute noch viel Geld da, aber wenig – ich möchte sagen – überhaupt keine Ware. Es ist ausgeschlossen, dass in der Ostzone jeder nur seine Kopfquote und darüber hinaus höchstens 5 000,- Reichsmark im Verhältnis 1:10 aufgewertet bekommen hat. Gewiss, der gewöhnliche Sterbliche hat nur so viel bekommen. Er konnte vielleicht gerade noch seine Kopfquote eintauschen. In Spreeau kenne ich sogar Fälle, wo kinderreiche Familien noch nicht einmal das Geld hatten, um die Kopfquote einzutauschen. Andererseits haben aber alle Behörden, alle Parteidienststellen, alle sogenannten „volkseigenen Betriebe“ (das sind verstaatlichte Fabriken usw.), alle russischen Dienststellen, alle Sowjet-AGs (das sind in russisches Eigentum überführte Fabriken) nicht 1:10, sondern 1:1 umgetauscht. Der Privatunternehmer bekam 1:10. Die Staatsbetriebe wurden also auf Kosten der Privatwirtschaft saniert. Die Privatwirtschaft geht immer mehr zu Grunde. Überall macht sich der Konsum breit, private Kaufleute wird es bald nicht mehr geben. Bereits zu einer Zeit, als im russischen Stadtteil nur die Kopfquote von 70,- Mark ausgegeben war, standen an allen Straßenecken Westberlins wilde Händler, die ganze Bündel Ostmarkscheine in der Hand hatten und diese gegen Westmark eintauschen wollten. Zu dieser Zeit konnte ein Privatmann nur 70,- Mark und keine 1 000,- Mark haben. Wo haben diese Händler ihre Geldbündel hergeholt? Doch nur vom Russen und den amtlichen Stellen der Ostzone. Man brauchte dringend Westgeld. Vor allen Dingen, um die kommunistische Partei in Westdeutschland mit ihren Zeitungen zu finanzieren. Hier in Berlin bot sich eine Gelegenheit, dieses Westgeld zu bekommen. So wurde Ostgeld angeboten und Westgeld gesucht. So stieg der Kurs von 1:1 auf 1:2 auf 1:3 auf 1:4, teilweise sogar 1:4,5. Jetzt steht er schon längere Zeit so um 1:4. Wie mir ein Uhrenhändler in Neukölln erzählte, werden die meisten Uhren von Leuten aus der Ostzone, russischen Beauftragten, gekauft. Ein Westberliner hat doch keine 150,- Westmark, um sich eine Armbanduhr zu kaufen. Sie werden aber gekauft. Wenn ein russischer Leutnant im Monat 2 000,- Ostmark verdient, dann kann er sich davon schon ganz gut 600,- Ostmark in 150,- Westmark eintauschen lassen und davon im „kapitalistischen“ Westsektor eine Uhr kaufen. Der Russe druckt eben für seine Zwecke genauso tüchtig Ostmarkscheine, so viele er nur immer braucht, wie er vor der Währungsreform Reichmarkscheine gedruckt hat. Das spielt für ihn

keine Rolle. So wird mit fast wertlosem Papiergeld bezahlt, wertlos deshalb, weil er sich dafür außer dem, was er auf Lebensmittelkarten kaufen kann, nichts kaufen kann. Die Waren, die der deutsche Arbeiter produziert, gehen als Reparationen nach Russland oder werden von Russland in Schweden oder sonst wo gegen Stahl oder Dollar verkauft. Demgegenüber arbeitet der Arbeiter in Westdeutschland für Deutschland. Die Waren, die er produziert, bleiben im Lande oder werden von den amerikanischen Stellen ausgeführt, um andere Waren und vor allen Dingen Lebensmittel einzuführen. Es ist ganz klar, dass aus diesem Grunde in Westdeutschland bald wieder normale Verhältnisse bestehen, seitdem der Geldüberhang beseitigt ist, während sich in der Russenzone nichts verändert hat. Du stauntest darüber, dass vor der Währungsreform ein Pferd 30 000,- Reichsmark gekostet hat und fragst, ob das Geld wie Heu auf der Straße lag. Es lag nun gerade nicht wie Heu auf der Straße, es war aber im Übermaß vorhanden. Es herrschte eine vollkommene Inflation, nur verdeckt durch die Tatsache, dass der lebensnotwendige Bedarf, die kargen Rationen, nach wie vor für den Friedenspreis verkauft wurden und amtlich nur diese alten Preise galten. Jeder, der höhere Preise verlangte oder zahlte, machte sich nach der Preisverordnung strafbar. Die Wirtschaft, das freie Spiel der Kräfte, lässt sich aber nicht durch „Verordnungen“ der Behörde vergewaltigen. Wenn 1,- Mark in Wirklichkeit nur einen Wert von 1 Pfennig hat, dann kann die Behörde nicht auf Dauer sagen, nein, die 1,- Mark ist immer noch so viel wert wie 1,- Mark. Zu den alten Stoppreisen aus der Friedenszeit bekam man vor der Währungsreform nichts zu kaufen. Im Großen und Ganzen kann man sagen, dass vor der Währungsreform die Reichsmark zur alten Reichsmark aus der Friedenszeit und auch zur Kriegszeit im Verhältnis 1:100 stand. Was im Frieden 1,- Mark kostete, kostete vor der Währungsreform 100,- Mark. Wenn ein Pferd im Frieden etwa 300,- Reichsmark kostete, dann kostete es vor der Währungsreform eben 100 mal 300,- Mark = 30 000,- Reichsmark. Eine glatte Rechnung! Natürlich machte sich derjenige, der für 30 000,- Mark ein Pferd verkaufte strafbar. Aber derjenige, der dringend eins brauchte, war zufrieden, dass er überhaupt eins bekam. Die Behörde, bei der ein Pferd immer noch nur 300,- Mark kosten durfte, war doch nicht in der Lage, Pferde herbeizuschaffen. Jede Planwirtschaft ist Blödsinn. Nur Angebot und Nachfrage können die Preise regulieren, so wie es immer war. Die freie Wirtschaft lässt sich durch keinen Plan vergewaltigen. Wenn der „Plan“ nicht dem freien Spiel der Kräfte, wie es sich aus Angebot und Nachfrage ergibt, entspricht, dann entsteht eben der „schwarze“ Markt. In Wirklichkeit ist dies der „richtige“ Markt, entstanden aus Angebot und Nachfrage. Hohe Preise kann man nicht mit Polizeiverordnungen bekämpfen, sondern dadurch, dass man Waren herbeischafft und somit das Angebot an Waren wieder in ein vernünftiges Verhältnis zum Angebot an Geld bringt. In Westdeutschland sind mehr Waren vorhanden als in Berlin, folglich ist in Westdeutschland alles billiger als in Berlin. In den Berliner Westsektoren sind mehr verknappte Waren vorhanden als in der Russenzone, folglich sind in den Westsektoren die Westmarkpreise 4mal niedriger als in der Russenzone die Ostmarkpreise. Eine glatte Rechnung! Nun ist der Preis von 30 000,- Mark für ein Pferd gar nicht so erschreckend gewesen, denn 100 Zentner Kartoffeln kosteten auch statt früher 300,- Mark vor der Währungsreform 30 000,- Mark. Im Grunde kostete also das Pferd im Verhältnis zum landwirtschaftlichen Produkt genau so viel. Es wäre also z.B. für Tante Anna nicht schlimm gewesen, 100 Zentner Kartoffeln „schwarz“ zu verkaufen und sich dafür ein Pferd zu kaufen. 100 Zentner Kartoffeln hätte sie vorher auch ausgeben müssen. Diese 100 Zentner Kartoffeln waren aber nicht da. Jeder Bauer hat vom Russen eine bestimmte Norm aufgelegt bekommen, die er abliefern muss. Für die Menge, die er auf diese Norm abliefern bekommt er nun die alten Friedenspreise, d.h. für 100 Zentner Kartoffeln 300,- RM. Es wäre nun schön, wenn der Russe oder die Industrie auch zum alten Friedenspreise z.B. Pferde oder andere Industrieprodukte, Maschinen, Geräte usw. liefern würde. Leider hat der Russe aber weder Pferde noch Industrieprodukte, denn ich schrie ja schon, dass die Ostzonenindustrie nicht für Deutschland arbeitet, sondern für Russland. Ich kann also mit den 300,- Mark, die ich für 100 Zentner Kartoffeln bekommen habe, absolut nichts anfangen. Möchte ich für meine Wirtschaft etwas dringend Benötigtes kaufen, so muss

ich zum schwarzen Markt gehen. Dort waren meine 300,- Mark, die ich für 100 Zentner Kartoffeln bekommen hatte, aber nicht 300,- Mark wert, sondern nur 3,- Mark. Ich bekomme also für die 100 Zentner Kartoffeln, die ich auf Grund meiner Norm abliefern musste, nur etwas zu kaufen, was früher 3,- Mark kostete. Ich konnte mir also vor der Währungsreform für 100 Zentner Kartoffeln genau so viel kaufen, wie vorher für 3,- Reichsmark. Es herrscht eine Inflation 1:100. Unsere Normen waren nun so, dass wir nach ihrer Erfüllung kaum etwas für uns selbst übrig behielten. Die Norm an Getreide konnten wir überhaupt nicht erfüllen. Erst in diesem Jahr hat man die Normen nach Bodengüte einigermaßen abgestuft, so dass wir wenigstens so viel Getreide übrigbehielten, dass es für uns zur eigenen Versorgung ausreicht. Kartoffeln behielten wir immer etwas übrig. Aber niemals so viel, dass wir in der Lage gewesen wären, uns dafür ein Pferd oder eine Kuh zu kaufen. Wenn Du fragst, wie wir dann überhaupt existieren, wenn wir für 100 Zentner Kartoffeln nur 300,- Mark bekamen und diese 300,- Mark in Wirklichkeit nur 3,- Friedensmark wert waren, dann kann ich nur sagen, wir haben eben auch hin und wieder 1 Zentner Kartoffeln „schwarz“ verkauft. Dann hatten wir für 1 Zentner genau so viel Geld wie für die 100 Zentner, die wir für die zwangsweise abgelieferten bekommen hatten, und dann wiederum 3,- Friedensmark. So konnten wir uns überhaupt über Wasser halten. Zu großen Anschaffungen brachten wir es nicht, da wir zu solchen Zwecken nicht genügend Kartoffeln hatten, die wir „schwarz“ hätten verkaufen können. So hielt sich jeder über Wasser. Der Waldarbeiter verkaufte sein Deputatholz „schwarz“. Ich selbst existierte nur von Zigaretten. Im Garten baute ich Tabak an, den Tabak tauschte ich gegen Zigaretten um. Die Zigaretten verkaufte ich das Stück für 1,- Mark. Irgendeinen Ausweg hatte fast jeder gefunden. Nun wirst Du fragen: Woher ist das viele Geld gekommen. Darauf kann ich nur folgende Antwort geben:

1. Schon die deutsche Regierung hat zur Kriegszeit schrankenlos Geld gedruckt und damit die Arbeiter in den Fabriken und Rüstungsaufträge bezahlt. Wir lebten zwar damals noch alle in der Illusion, dass 1,- RM wirklich eine Reichsmark ist. In Wirklichkeit war das schon lange nicht mehr der Fall. Weil aber jeder hier in der Illusion lebte und ein unglücklicher Kriegsausgang nur von wenigen vorausgesehen wurde, konnte man während des Krieges tatsächlich – soweit vorhanden – für 1,- RM einen Friedenswert von 1,- RM kaufen. Im Verborgenen herrschte also schon während des ganzen Krieges eine richtiggehende Inflation. Es war mehr Geld vorhanden als Waren für den zivilen Bedarf.
2. Nach Einmarsch der alliierten Truppen brachten diese neue Reichsmarkscheine mit, die sogenannte „Alliierte Mark“. 1 Alliierte Reichsmark war gleich einer alten deutschen Reichsmark. Es gab zuletzt bald mehr alliierte Mark als alte deutsche Reichsmark. Diese Alliierte Mark muss von den Alliierten – besonders von den Russen – in ungeheuren Mengen, zu Milliardenbeträgen eingeführt worden sein. Druckstöcke hatten die Amerikaner und die Russen. Die Russen druckten nach Herzenslust Geldscheine und beuteten damit die Deutschen aus, soweit sie es nicht schon beim Einmarsch durch Plünderungen getan hatten. Die Arbeiter in den Fabriken, die Landwirte, die Waldbesitzer wurden mit alliierten Geldscheinen in Höhe des alten Friedenspreises bezahlt. Ein Geldschein kostete den Russen ja absolut nichts, nur das bisschen Papier und Druckerschwärze. Der Arbeiter, der in der Stunde 1,50 RM bekam, hatte in Wirklichkeit nur 1 ½ Pfennige in der Hand, wenn man davon absieht, dass er seine karge Hungerration ja immerhin noch ebenfalls zum alten Friedenspreis kaufen konnte. Er bekam also das ihm auf der Brotkarte zustehende 3 Pfund Brot für 66 Pfennige. Konnte sich also für einen Stundenlohn 2 ½ Brote kaufen. Damit musste er aber auch 15 Tage ausreichen (250 Gramm Brot i. d. Ostzone). Wenn er mehr essen wollte, dann musste er für ein Brot 30,- RM ausgeben. Wie sieht es nun nach der Währungsreform aus? Man kann sagen, dass in den Westsektoren die Preise auf 1/10 heruntergegangen sind (natürlich Westgeld). Gegen Ostgeld sind sie aber nur 1/3 bis 1/4 heruntergegangen.

Weitere Belegteile:		Nach der Währung			
Berliner Preise	Friedenspreis	Vor Währung	Westgeld	Ostgeld	Westmark
Kartoffeln Ztr.	3,-	300,-	20,-	80,-	3,-
Weizenmehl Pfund	1,25	25,-	1,75	7,-	?
Zucker Pfund	1,36	70,-/80,-	7,-	28,-	?
Reis	?	Habe ich hier noch nicht zu sehen bekom.			
1 Rolle Garn		(kaum zu haben)	3,-	12,-	
Biederklänge, gute	1,-	(kaum zu hab.)	1,-	4,-	
Radioapparat (mittel)	150,-	um 2000,-	450,-	nicht zu	
Armbanduhr 15 Steine	50,-	nicht zu haben	150,-	nicht zu	
1 Hemmengerührer	3,-	200,-	20,-	"	
Bestes Rindfleisch	1,-			nicht vorhanden	
1 Meter Stoff (schlechte Qualität)		300,-	30,-		
1 Ei	1,-	12,-	1,-	4,-	0,20
100 Gramm Schokolade			6,-	24,-	
1 Pfund Kaffee	2,-/3,-	300,-	25,-/30,-	nicht zu	15,-
Amerikan. Ziger.		5,-	50,-	2,-	0,30

So kostet z.B. in Berlin 1 Pfund Butter: Vor der Währungsreform: 240,- Reichsmark. Nach der Währungsreform: 18,- bis 20,- Westmark (also noch mehr heruntergegangen), oder 80,- Ostmark (nur 1/3 heruntergegangen). In den Westzonen soll 1 Pfund Butter 5,- bis 6,- Westmark kosten. Im Frieden und heute noch auf Lebensmittelkarten kostet es 1,80 Reichsmark bzw. Ostmark.

Es bieten sich also hier gute Geschäftsmöglichkeiten wie Du siehst. Schmuggler können in Westdeutschland für 6,- Westmark 1 Pfund Butter kaufen. Diese verkaufen sie in Berlin für 18,- Westmark. Hierfür können sie in Westdeutschland wieder 3 Pfund Butter kaufen. Für die 3 Pfund bekommen sie in Berlin 54,- Westmark usw. usw. So kann man zu Geld kommen. Das wäre mit einem Schlag anders, wenn freie Verbindung zum Westen bestehen würde. In Berlin ist alles teurer, weil es ja mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden ist, etwas hereinzuschmuggeln.<sup>4</sup>

Wie Du siehst, kann man nicht sagen, dass ein festes Verhältnis zwischen Friedenspreis / Vorwährungsreformpreis / Westmark / Ostmark besteht. Das richtet sich eben nach der Knappheit der betreffenden Waren. So war z.B. Zucker vor der Währungsreform nicht 100mal so teuer wie früher, sondern 200mal. Es ist schön, dass Du Papier schickst. Papier gibt es hier auch, aber nur gegen Westgeld. Ich muss also mein Ostgeld immer erst gegen Westgeld umtauschen. Überhaupt alles, was vernünftig ist, gibt es gegen Westgeld: Vernünftige Bleistifte, Lehrbücher aus Westdeutschland, Aktentaschen aus Leder (150,- bis 200,- Westmark), Photoapparate (schon ganz schöne) 200,- Westmark, Grammophonapparate 150,- Westmark, Fahrradschlauch 20,- Westmark (in Westdeutschland nur 5,- Westmark). Eine Taschenuhr in der Friedenspreislage von 5,- RM kostet ungefähr 25,- Westmark. Für Westmark gibt es überhaupt alles. Aber immer noch zu enormen Preisen. Leider sind mir die westdeutschen Preise nicht bekannt. Im Allgemeinen liegen wohl die Berliner Westmarkpreise 3 bis 5mal so hoch. Den Pferdepreis in der Ostzone kenne ich nicht. Seitdem der Osten vom Westen abgesperrt ist, gibt es überhaupt keine Pferde mehr hier. Scheinbar kamen die Pferde, die man vor der Währungsreform von Händlern kaufen konnte, alle aus Westdeutschland.

Nun zu dem Angebot Eurer Reisebüros wegen Geldüberweisung. Das ist ja der größte Betrug, den man sich denken kann!! Warne bloß jeden davor. Es ist schon so wie ich schrieb: Das Verhältnis von Dollar zu Westmark und Ostmark ist 1:18:72. Natürlich ist das ein „schwarzer“ Kurs, denn niemand darf hier überhaupt Dollar besitzen. Nichtsdestoweniger werden doch Dollar gesucht und gehandelt. So darf kein Deutscher Dollar besitzen; die britische Luftverkehrsgesellschaft verlangt aber trotzdem für eine Flugkarte von Berlin nach Hamburg Dollar oder Pfund Sterling. Verbote sind dazu da, dass sie übertreten werden. In Deinem Reisebüro bekommst Du für 16 Dollar 100,- Westmark. Hätte ich die Dollar hier, dann würde ich für sie 288,- Westmark bekommen. In Deinem Reisebüro bekommst Du für 11 Dollar 100,- Ostmark. Hätte ich die Dollar hier, dann würde ich



für sie 792,- Ostmark bekommen. Für einen Dollar bekommst Du im Reisebüro ungefähr 6,- Westmark. Ich bekomme hier aber 18,- Westmark. Für diese 18,- Westmark kann ich mir hier ein Pfund Butter kaufen. Die Rechnung geht also ungefähr auf. Ich glaube ungefähr genau so viel musst Du in Amerika auch ausgeben. So greift ein Preis in den anderen. Eben finde ich einen alten Brief von Dir, dass dort 1 Pfund Butter (allerdings nur 450 Gramm) nur 0,85 Dollar kostet. Nehmen wir nun z.B. Kaffee: 1 Pfund gerösteter und gemahlener Kaffee (450 Gramm amerik. Büchse) kostet hier ungefähr 25,- Westmark. Ich brauche also hier dafür ungefähr 1,40 Dollar. Wie Du schriebst, kostet aber bei Euch 450 Gramm bester Kaffee nur 0,45 Dollar. Du bekommst also für die 1,40 Dollar über 3 Pfund Kaffee und wenn Du mir die 3 Pfund Kaffee schicken würdest, dann hätte ich dafür (d.h. für die 1,35 Dollar, die Du dafür ausgegeben hast) 75,- Westmark. Nun finde ich natürlich niemand, der so viel Geld hat und mit einem Male 75,- Westmark für 3 Pfund Kaffee ausgeben kann. Ich muss also an einen Händler verkaufen, der den Kaffee weitergibt. Dieser will auch was verdienen. Ich bekomme also für 1 Pfund ungefähr 20,- Westmark (dafür werde ich aber jede Menge schnell los). Für die 3 Pfund bekomme ich also nur 60,- Westmark. Die sind mir aber ganz sicher. Für 1,35 Dollar (das kostet bei Euch der Kaffee) habe ich also 60,- Westmark bekommen, folglich für 1 Dollar ungefähr 42,- Westmark. Im Reisebüro: Für 1 Dollar ungefähr 6,- Westmark.

Dollar in Berlin umgetauscht: Für 1 Dollar ungefähr 18,- Westmark. In Amerika Kaffee gekauft = für 1,- Dollar ungefähr 42,- Westmark. Ich glaube, da wirst Du staunen. Wenn ich die Dollarpreise von Schokolade, Seife, Garn wüsste, dann könnte ich für jeden dieser Artikel dieselbe Rechnung aufstellen. Du kannst Dir vorstellen, dass diese Möglichkeiten von den amerikanischen Soldaten und sonstigen Angestellten weidlich ausgenutzt werden. (Jetzt geht es nicht mehr so wegen der Luftbrücke, die richtigen Schieber bekommen aber auch über die Luftbrücke ihre Waren nach Berlin.) Ich kenne die Verhältnisse von einer bekannten Studentin, die einen amerikanischen Offizier geheiratet hat. Der hat das Geschäft mit Schokolade gemacht und ganz enorm dabei verdient. Wenn Du Lust hast, dann kannst Du ja anhand meiner Angaben auf der vorigen Seite ähnliche Rechnungen aufstellen. Doch sehen wir uns die Sache weiter an. Für 150,- Westmark bekomme ich hier immerhin eine sehr gute 15rubinige Armbanduhr, für 200,- Westmark sogar eine sehr gute Schweizer Armbanduhr. Ich kann also etwa für 10 Pfund Kaffee eine gute Schweizer Armbanduhr kaufen, die Du in Amerika bestimmt nicht für 4,50 Dollar bekommst. Vielleicht kannst Du Dir ausmalen, welche alten Wertsachen, Gold- und Silberwaren auf dem Umweg über Schokolade, Zigaretten und Kaffee hier von Amerikanern zu einem Spottpreis aufgekauft wurden. Vielleicht ist manch einer Millionär dabei geworden. Ein Gramm Gold kostet 40,- Westmark. Also 2 Pfund Kaffee. Bekommst Du für 0,90 Dollar dort auch 1 Gramm Gold?

Du musst nun nicht denken, dass jeder Berliner mit Gold und Kaffee handelt. Der größte Teil der Bevölkerung bekommt davon nichts zu sehen. Ich habe nur einmal die Rechnung aufgestellt, um Klarheit über die Geschäftstüchtigkeit der Reisebüros zu schaffen, die sich bei Euch mit Geldwechselfgeschäften abgeben. In der heutigen Zeitung las ich folgende Notiz:

Frankfurt. Westmarkscheine im Wert von Millionen Dollars werden aus Westdeutschland in gewöhnlicher Post nach den USA geschmuggelt, um nach verschiedenen gewinnbringenden Transaktionen wieder die Heimreise nach Westdeutschland anzutreten. Die hinter den Transaktionen stehenden Händler kassieren die Differenz ein zwischen dem offiziellen Markkurs von 30 cts = 1 Westmark und dem Schwarzen Markkurs von 5 cts je 1 Westmark. Die geschmuggelten Markscheine werden in den USA zwischen 8 und 8 cents verkauft und von anderen Amerikanern an ihre deutschen Verwandten geschickt.

Nach diesem Bericht beträgt also der neue Kurs sogar 1:20 und nicht mehr 1:18. Dein Händler verlangt für 1 Westmark 16 cent, nach diesem Zeitungsbericht werden nur 6–8 cent für eine Westmark in den USA verlangt. Der Zeitungsbericht sieht die Lage also noch viel rosiger an, als sie ist. Die Händler sind in Wirklichkeit noch viel geschäftstüchtiger dort drüben.

Jetzt habe ich über 8 Seiten vom Währungswirrwarr geschrieben, obwohl es bestimmt viel Wichtigeres und Besseres zu berichten gäbe. Meine Frau fragt, ob ich verrückt bin, so viel von diesem Quatsch zu schreiben. Jetzt ist es 5 Uhr nachmittags. Dieser Brief war also meine Tagesbeschäftigung. Ich denke aber, dass man sich anhand von Preisen usw., überhaupt anhand der ganzen Wirtschaftslage, am besten ein ungefähres Bild von dem ganzen Tiefstand Deutschlands machen kann. Leider bin ich nun nicht mehr in der Lage, irgendeinen klaren Gedanken zu fassen und noch etwas anderes zu schreiben. Seit Tagen habe ich eine Skizze unseres Gehöftes angefertigt, damit Du sehen kannst, wie heute alles aussieht. Ich werde sie das nächste Mal schicken, denn eine kleine Beschreibung gehört doch dazu und diese anzufertigen, habe ich heute keine Zeit mehr. Sonst könnte ich auch das Bild von der Hochzeit nicht beilegen, da der Brief zu schwer werden würde. Ich habe noch ein anderes Bild, das ich beim nächsten Mal mitschicke. Ich glaube auch, dass die „Reply Coupons“ nicht für Luftpostbriefe geeignet sind. Ich werde es ja erfahren, wenn ich morgen diesen Brief aufgebe. Briefmarken kann man aber hier auch für Ostgeld kaufen. Aus diesem Grunde sind diese Coupons eigentlich zu teuer, wenn man für 1 Coupon nur eine Auslandsbriefmarke zu 50 Pfennige bekommt. Aber das werde ich ja morgen merken. Falls ich doch nicht Luftpost schicken kann, muss ich Euch auch jetzt schon meine herzlichsten Glück- und Segenswünsche zum bevorstehenden Weihnachtsfest und zum neuen Jahr übermitteln, gleichzeitig im Namen unserer ganzen Familie. Ich hoffe, dass ich bald sehr persönliche Dinge berichten kann. Heute muss ich aber aufhören, denn morgen früh um ½ 6 fahre ich nach Berlin und da muss ich noch ein wenig die Nase in meine Lehrbücher stecken und mich vorbereiten. In Berlin komme ich auch nicht zum Schreiben und Lernen, denn abends ist es dunkel. Ach, könntest Du elektrisches Licht schicken?? Schimpfe bitte nicht über den furchtbar langen Brief. Ich weiß aber selber nicht, wie das gekommen ist und wegwerfen will ich ihn auch nicht. Christa sagt, Du hättest doch sicherlich drüben ganz andere Sorgen, als Dich mit den Berliner Währungsverhältnissen zu beschäftigen, dieser Ausgeburt menschlichen Wahnsinns.

Also nochmals ein frohes Weihnachtsfest und ein gesundes neues Jahr wünscht Euch von Herzen – Otto

#### Anmerkungen

1. Bearbeitet von Manfred Uhlitz.
2. Unterstreichungen wie Original.
3. Stundenzahl nicht deutlich lesbar.
4. Die Abbildung ist Teil des fortlaufenden Textes aus dem Originaldurchschlag, also eigentlich Text und keine Abbildung.

#### Rezensionen

**Willy Pragher: Weltstadt am Abgrund. Berlin in Fotografien 1926-1939**, Berlin: BeBra Verlag 2023, 304 Seiten, 292 Abbildungen, 58 €.

Der Fotograf und Bildjournalist Willy Pragher wurde 1908 in Berlin geboren und begann 1924 zu fotografieren. Von 1930 bis 1932 besuchte er die private Kunst- und Gewerbeschule Reimann und arbeitete anschließend bis 1939 in Berlin als freiberuflicher Pressefotograf mit eigenem Bilderdienst. Von 1939 bis 1945 betätigte er sich als Werbefotograf in Rumänien, war dann von 1945 bis 1949 in russischer Kriegsgefangenschaft und nahm danach in Freiburg im Breisgau seine berufliche Tätigkeit sehr erfolgreich wieder auf. Nach seinem Tode 1992 kaufte das Staatsarchiv Freiburg eine der größten privaten Fotosammlungen Deutschlands mit etwa einer Million Fotografien an und stellte bis heute 150 000 davon ins Internet.

Herausgeber des vorliegenden Bandes ist Lothar Semmel, Sekundarschuldirektor a. D. und von 2019 an Gründer und Leiter des digitalen Bildarchivs des Vereins für die Geschichte Berlins. Für dieses Buch sichtet er die Berlin betreffenden Fotografien, etwa 6 500 davon sind auch *online* zugänglich. Er präsentiert viele bisher unveröffentlichte Aufnahmen in den Abschnitten Verkehr, Stadtbild und Stadtimpressionen, Alltag und Arbeit sowie Freizeit und Kultur. Spektakulär sind die 1938 aufgenommenen Ansichten vom Dach des Reichstagsgebäudes auf die Umgebung und die Wiedergabe des Freizeitverhaltens der Berliner. Die Absicht des Herausgebers war, alle Facetten von Praghers Fotokunst zu zeigen, seinen Stil und seinen Blick für das Motiv. Pragher betonte auf Befragen, dass er immer den Menschen im Fokus seiner Motivsuche gesehen habe. Die besten Aufnahmen gelangten ihm aus erhöhter Position oder aus der Froschperspektive und beweisen sein Talent zum Komponieren von Bildinhalten. Er hinterließ viele Notizen zu seinen Fotografien, aber das Verdienst des Herausgebers sind seine präzisen und teilweise vergnüglich zu lesenden Beschreibungen zu jedem Bild mit Angaben zum Anlass und Ort, bei nicht mehr vorhandenen Bauten geht er auf die heutige Situation ein. Das Berliner Museum für Verkehr und Technik gab 1992 anlässlich einer Ausstellung das Buch „Berliner Verkehrsgewühl“ heraus, nach Praghers Motto: „Alles festhalten, was sich bewegt“. Im Mai 1992 konnte er noch kurz vor seinem Tod die Ausstellung mitgestalten. Man schätzt, dass er in seiner Berliner Zeit etwa 20 000 Negative anfertigte, von denen aber nur ein Teil die Auslagerung überstand. Lothar Semmels Anspruch war, nicht nur die in Top-Qualität erhaltenen Fotos abzubilden. Die Fotoserien aus dem Arbeitsleben waren bisher unbekannt. Alle ausgewählten Bilder zusammen ergeben ein sehr authentisches Bild der Zeit. Man spürt die Begeisterung des Herausgebers über die Aufnahmen und sein Anliegen, mit diesem Buch in Berlin Pragher eine späte Ehrung zu erweisen. Ihm ist eine beeindruckende Hommage an einen herausragenden Fotografen gelungen.

*Martin Mende*

**Thomas Billhardt, Berlin Alexanderplatz 1958–2022**, Bildband, Halle/Saale: Mitteldeutscher Verlag, 2023, 160 Seiten, s/w und Farbbildungen, 30 €.

Thomas Billhardt einem an der Fotografie interessierten Publikum vorstellen zu wollen, hieße fast Eulen nach Athen zu tragen. Der inzwischen 86-jährige Nestor der politischen Fotografie begann seine Karriere 1951 als Auszubildender bei seiner Mutter und fotografiert noch immer mit wachem Blick seine Umgebung. Seine lange Karriere soll hier nicht ausführlich dokumentiert werden, aber sie ist wahrlich bemerkenswert, durchläuft sie doch fast 70 Jahre ostdeutscher und schließlich gesamtdeutscher Geschichte. Der „künstlerische und politische Fotograf“, wie er sich selbst bezeichnete, erhielt 1969 den Kunstpreis und 1987 gar den Nationalpreis der DDR und beschickte zahlreiche Fotoausstellungen in der ganzen Welt. Berühmtheit erlangte er durch seine Fotos aus Vietnam, Nicaragua und Palästina. Nun hat er einen Fotoband herausgegeben, der sich ganz einem seiner Sehnsuchtsorte verschrieben hat, dem Berliner Alexanderplatz. Der gebürtige Chemnitzer verbrachte Lehr- und Studienjahre in Magdeburg, dann beim bekannten Postkartenverlag „Bild und Heimat“ in Reichenbach und in Leipzig. Sein dortiges Studium an der Hochschule für Grafik und Buchkunst beendete er 1963 mit einer Diplomarbeit über den Alexanderplatz. Die in seinem prächtigen Bildband vorgelegten Aufnahmen zeigen etwa 170 Impressionen vom Alexanderplatz zwischen 1958 und 2022. Über 60 Jahre Stadtgeschichte breiten sich an diesem Kulminationspunkt der ostdeutschen und später gesamtdeutschen Entwicklung vor uns aus. Es beginnt mit beeindruckenden Schnappschüssen aus der Zeit vor dem Mauerbau, als der Alexanderplatz noch für alle Berliner frei zugänglich war. Billhardts Interesse gilt den abgebildeten Menschen im Trubel der Großstadt. Sie werden in geschickt komponierten Bildern verewigt, die das Genie des Meisters beweisen. Sicherlich ausgewählt aus tausenden von Negativen, gelingt ihm ein treffsicherer Blick auf den Alltag im sozialistischen Teil Deutschlands. Obwohl auch hier schon ab und zu Farbaufnahmen eingestreut sind, geht der Zauber von den Schwarz-Weiß-Aufnahmen aus. Diese Bilder ziehen den Betrachter

magisch zwischen die abgebildeten Personen rund um den Alexanderplatz, man verharret im Bild und studiert Gesten und Gesichtszüge. Das oft so graue Abbild der ‚Hauptstadt der DDR‘ aus den 1960er-Jahren zeigt in seinen Fotos eine selten beobachtete Lebendigkeit. Mit den 1970er-Jahren werden die Aufnahmen bunter. Die Farbigkeit hat einen Höhepunkt in den Aufnahmen von den Weltfestspielen der Jugend 1973, als das Leben in Ost-Berlin bunter und vielfältiger war wie nie zuvor und wohl auch niemals danach. In dieser Zeit belieferte Thomas Billhardt die Zeitungen Ost-Berlins mit Belegen einer Weltoffenheit, die es eigentlich nie gab. Seine Agitationskunst wird auch deutlich in den sogar manchmal sehr freizügigen Aufnahmen vom Pfingsttreffen der FDJ 1979 und von der 750-Jahr-Feier 1987, diese auch kontrastiert mit fotografischen Dokumenten des sich zur autogerechten Metropole entwickelten Zentrums. Nahtlos geht die Fotoreise über in zwei Impressionen von der großen Demonstration am 4. November 1989 auf dem Alexanderplatz mit Günter Schabowski und Stefan Heym. Danach gibt es einen Zeitsprung in die Jahre zwischen 2018 und 2022, aber trotz der geschickt gewählten Ausschnitte will der Zauber der Aufnahmen aus den 1960er-Jahren nicht mehr zurückkehren. Es gibt viele Fotobände über den Alexanderplatz. Dieser ist das Vermächtnis eines großen Fotografen, dessen sich über einen langen Zeitraum erstreckende Einblicke sehenswert sind. Sie erinnern an die hervorragenden Zeugnisse der Pioniere der 1920er-Jahre, wie z.B. Willy Pragher oder an die Impressionen von Harald Hauswald und Gerd Danigel. Dieser Sammelband über 65 Jahre Leben am Alexanderplatz ist sein Geld wert!

*Lothar Semmel*

*Leiter des digitalen Fotoarchivs des VfdGB*

**Detlef Brennecke, Die von Schaeffer-Voits. Eine der schillerndsten Familien im preußischen Berlin**, Berlin: Lukas 2022, 237 Seiten, 140 Abbildungen, 24,90 €.

Wer in Westend aufgewachsen ist, kennt seit früher Kindheit den Ruhwaldpark. Auch hörte man vom *Schloss Ruhwald*. Ist es die Villa, in der sich heute ein jüdischer Kindergarten befindet? Sind die geheimnisvollen Kolonnaden ein Relikt des Schlosses? Falsch – das Schloss ist 1937/38 abgerissen worden. Es war schwer zu unterhalten, keiner wollte es und es stand der Planung für einen Volkspark im Wege. Hier sind wir mitten im Leben des Ludwig Schäfer, der das Schloss als Wohnsitz für sich und seine Familie hatte erbauen lassen. Später verkaufte er es jedoch und zog nach Blankenfelde, wo das dortige Gutshaus schlossartig erweitert und im Stil eines Renaissancebaus prächtig hergerichtet wurde. Es wurde 1948 im Zuge der Kollektivierung abgerissen, wohl auch um eben ein Symbol einer nun nicht mehr ‚herrschenden Klasse‘ zu beseitigen. Nicht besser erging es einem großen von Schäfer erbauten Familienmausoleum auf dem Luisenkirchhof II, es fiel in den 1960er-Jahren dem Bau der Stadtautobahn zum Opfer.

Die verschwundenen Bauwerke mögen die Bedeutung des Ludwig Schäfer, der 1865 unter dem Namen Ludwig von Schaeffer-Voit in den Adelsstand erhoben wurde, nicht mindern. Der gelernte Buchhändler aus Halberstadt hatte sich früh zum Verleger entwickelt. Der große Wurf aber war die 1854 in Berlin gegründete Modezeitschrift *Der Bazar – Musterzeitung für Frauen*, ein Erzeugnis, das in diverse europäische Länder expandierte und dem Herausgeber sehr viel Geld einbrachte. Dieses bedeutende Kapitel vorgründerzeitlicher Publizistik und Unternehmensgeschichte ist einer breiten Öffentlichkeit bislang wenig bekannt, obwohl die damalige Bedeutung vielleicht spätere Ereignisse wie den Siegeszug einer *Burda* in den Schatten stellt. Ludwig Schäfer war glücklich verheiratet, seine Frau Margarethe Voit, die Tochter eines Fabrikbesitzers aus Schweinfurt, hat zu seinem Erfolg beigetragen, und er revanchierte sich, indem bei der Erhebung in den Adelsstand ihr Familienname in den neuen Adelsnamen aufgenommen wurde. Die vier Söhne des Paares starben durch Krieg und Krankheit, was unseren Protagonisten wohl schwer belastete. Tochter Clara war erst mit Friedrich Graf zu Eulenburg und später mit dem Grafen Wartensleben verheiratet. Sie war in manchen Skandal verwickelt und starb 1939.

All dies kann man detailliert in dem schönen, spannenden Buch von Detlef Brennecke nachlesen. Es ist keine kleine Geschichte – Ludwig Schäfer hat mächtig bewegt –, aber vielleicht gerät ein Imperium um eine Modezeitschrift leichter in Vergessenheit als Geschichten aus Schwerindustrie und Krieg. Detlef Brennecke hat diese Lücke erfreulicherweise geschlossen.

Robert Wittig

**Wolfgang Schäche und David Pessier, Unter den Linden Ecke Charlottenstraße • Geschichte eines traditionsreichen Berliner Bankhauses.** Berlin: jovis, 2022, 119 Seiten, Großformat, 42 €. Das markante Gebäudeensemble der Hauptstadtrepräsentanz der Deutschen Bank, insbesondere das Eckgebäude Unter den Linden 33 / Charlottenstraße 38 hat eine ganz besondere Bedeutung nicht nur für die Architekturgeschichte Berlins, sondern gerade auch für den Verein für die Geschichte Berlins. An dessen Außenfront am Lindenboulevard wurde am 20. September 2012 eine *Berliner Gedenktafel* mit dem Hinweis angebracht: „Hier – im ehemaligen »Café Royal« – gründeten am 28. Januar 1865 Julius Beer und Ferdinand Meyer den »Verein für die Geschichte Berlins«. Die Gründungsversammlung leitete der Berliner Oberbürgermeister Karl Theodor Seydel.“ (Vgl. *Mitteilungen*, 4/2012, S. 136-144). Auf zwei Farbfotos in diesem brillant recherchierten Buch ist – zwar unlesbar wegen der Entfernung – die von der KPM angefertigte weiße Porzellantafel zu erkennen. Die Berliner Autoren Schäche und Pessier, beide Architekten und Bauhistoriker, zeichnen in ihrer ansprechenden Publikation das spannende Panorama einer „bewegten und facettenreichen Geschichte“ eines mit Wohn- und Geschäftshäusern angereicherten Gebäudequartiers direkt an Berlins beliebtester Promenade Unter den Linden. Seit der ersten Bebauung in der Dorotheenstadt am Ende des 17. Jahrhunderts schufen etliche Haus- und Grundbesitzer gemeinsam mit ihren ideenreichen Architekten über die Jahrhunderte hinweg eine „mehrteilige Gebäudeanlage, die sich im Endausbau von der Behrenstraße [im umgebauten Doppelhaus Nr. 43/44 befand sich seit 1856 die florierende *Disconto-Gesellschaft*, die 1929 mit der Deutschen Bank fusionierte] über die Charlottenstraße bis zur Straße Unter den Linden erstreckte.“ In unmittelbarer Nähe ließen sich zahlreiche Handelshäuser und Bankinstitute nieder, darunter die Preußische Seehandlung, die Berliner Handels-Gesellschaft, die Privatbanken der Mendelssohns und Bleichröders sowie die Berliner Börse und Deutsche Reichsbank. Hieraus entwickelte sich der bis zum Zweiten Weltkrieg nahezu unveränderte vitale „Schwerpunkt der Berliner Finanzwirtschaft“. In den Geschäftsführungen und Kontrollinstanzen saßen einflussreiche Persönlichkeiten des deutschen Finanz- und Wirtschaftslebens, die mächtige Palais mit klassizistischer Fassadengestaltung und teilweise monströsen Säulenportiken errichten ließen. Die florierende Disconto-Gesellschaft, 1851 zunächst als genossenschaftliches Kreditinstitut gegründet, galt damals als *die* größte deutsche Aktienbank. Ihres Renommées entsprechend vergrößerte sich die Bank durch Ankauf weiterer Liegenschaften im direkten Umfeld und veranlasste auf ihrem Grundbesitz Behrenstraße 43/44 bis zur Charlottenstraße 36 sowie durchgehend bis Unter den Linden 35 den Bau eines komplett neuen Bankpalastes, eingeweiht 1901. Zudem übernahm sie die Liegenschaften Unter den Linden 33/34 / Charlottenstraße 37/38 der Preußischen Central Bodencredit AG und 1909 noch die Charlottenstraße 35a / Behrenstraße 45. Auch hier schuf die Disconto-Gesellschaft „einen imposanten Neubau“. Die Fusion mit der Deutschen Bank und die Weltwirtschaftskrise in den 1920er-Jahren führte zu enormem Personalabbau und schließlich zum Leerstand des Gebäudeensembles, das im Jahr 1933 an das Deutsche Reich verkauft und von 1934 bis 1945 vom Reichs- und Preußischen Arbeitsministerium und Reichswirtschaftsministerium genutzt wurde. Über die wechselhafte Nachkriegs- und jüngere Geschichte des riesigen Gebäudequartiers berichtet das Autorenduo nicht weniger spannend.

In ihrem attraktiven „Zeitreiseführer“ präsentieren Wolfgang Schäche und David Pessier einen faszinierenden Überblick über sämtliche Bauphasen inklusive detaillierten, teils farbigen Fotos. Das großformatige Buch bietet viel Interessantes und Relevantes und ist äußerst lesenswert.

Mathias C. Tank

## Eine fotografische Rarität ist zurück im Besitz des Vereins für die Geschichte Berlins

Die Rückübertragung der im Landesarchiv gelagerten Fotos und Bücher aus der ehemaligen Sammlung des Vereins für die Geschichte Berlins spülte im Januar dieses Jahres eine Reihe bemerkenswerter Archivalien in das Vereinsarchiv zurück. Erwähnenswert sind besonders die beiden großformatigen Bilderalben, die der bekannte Stadtbildfotograf F. Albert Schwartz für das Vereinsarchiv 1886 und 1888 angelegt (vgl. *Mitteilungen*, 2/2023). Schwartz war Mitglied des Vereins von 1877 bis zu seinem Tod 1906. Man schätzt, dass er mehr als 3 000 Aufnahmen an seinen Sohn und Nachfolger Rudolf Albert Schwartz vererbte.

Im ersten Album von 1886 wurden die wichtigsten Wanderfahrten seit 1870 (!) fotografisch dokumentiert, im zweiten Album die Unternehmungen zwischen 1886 und 1888. Außer diesen Alben, die seltene Ansichten Berliner Sehenswürdigkeiten und der näheren Umgebung zeigen, wurden 27 Printabzüge früherer Schwarz-Aufnahmen an den Verein zurückgegeben. Fast alle Abbildungen sind bekannt, eine allerdings weist eine Besonderheit auf, die wir dem interessierten Leser nicht vorenthalten wollen.

Bei dieser Aufnahme aus dem Jahr 1886 handelt es sich um eine Abbildung des Karlsplatzes (heute Karlplatz) in der Nähe der Charité. Schwartz fotografierte die ‚Straßenmöbel‘ auf dem Platz von der Karlstraße aus mit *Toepfer's Hotel* im Hintergrund. Das Hotel stand am Karlsplatz 7 (spätere Bezeichnung) zwischen der zum Platz spitz zulaufenden Charité- und Luisenstraße. Das 1886 noch vorhandene Gebäude wurde 1893 durch einen Hotel-Neubau ersetzt, der heute noch existiert und als Bürogebäude genutzt wird. Als Teil des Bauensembles Friedrich-Wilhelm-Stadt ist es denkmalgeschützt.

Der Karlsplatz wurde 1827 bei der Planung der Friedrich-Wilhelm-Stadt angelegt und benannt. In den Berliner Adressbüchern taucht er vor 1897 aber nicht auf, weil die ihn umgebenden Grundstücke bei den angrenzenden Straßen aufgeführt waren. In Stadtplänen vor 1906 ist er ebenfalls nicht zu finden. Namensgeber war Prinz Carl von Preußen, ein Bruder Kaiser Wilhelms I. Die den Platz berührende Karlstraße reichte von der Kronprinzenbrücke bis zur Friedrichstraße. Sie trägt heute den Namen Reinhardtstraße nach dem Theaterregisseur und Intendanten Max Reinhardt. Auf der Mitte des Karlsplatzes steht heute das Denkmal für den berühmten Arzt der Charité und Begründer der modernen Sozialhygiene Rudolf Virchow. Es wurde zwischen 1906 und 1910 errichtet. Über die Grenzen Berlins hinaus erlangte der Karlsplatz Bekanntheit durch Bertolt Brechts Gedicht aus dem Jahr 1950, in dem es heißt: „Eine Pappel steht am Karlsplatz mitten in der Trümmerstadt Berlin, und wenn Leute gehen übern Karlsplatz, sehen sie ihr freundlich Grün...“

Auf F. Albert Schwartz' Fotografie von 1886 können wir natürlich weder das Denkmal noch die Pappel sehen, weil sie erst später den Platz schmückten. Dafür hat sich der Fotograf die Mühe gemacht, alle sichtbaren Straßenbauten und Details ausführlich zu beschreiben. Schwartz kannte die Straßen und Plätze Berlins so gut wie kaum ein anderer und fand mit dem Karlsplatz eine Stelle, an der er die „Berliner Straßenbauten gegen Ende des XIX. Jahrhunderts“ eindrucksvoll nebeneinander dokumentieren konnte. Dieses Bild aus Schwartz' umfangreicher Hinterlassenschaft ist durchaus bekannt. Es wurde ohne die handschriftlichen Erläuterungen im Buch „Berlin wird Weltstadt“ von Harald Brost und Laurenz Demps 1981 abgedruckt. Die Autoren verweisen in der Bildunterschrift auf die (nicht sichtbaren) ergänzenden Texthinweise und erwähnen besonders Schwartz' spöttischen Hinweis auf die Abwasserleitung der Straßentoilette als „Rohrpostanschluß“. Warum sie auf die Wiedergabe der handschriftlichen Eintragungen verzichten, obwohl sie sie als „einmaliges Dokument“ bezeichnen, bleibt offen.



1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8.

Berliner Straßenbauten gegen Ende des XIX. Jhdts.

1. Laterne für Gas-Beleuchtung
2. Stange für die Marktschranke - Wandstütze für die spätere Marktschranke
3. Obst u. Grünkraut-Bude - in der Art der Normaleingänge, an jedem Ende einstellbar, mit Klappen u. Leinwand ausgefüllt.
4. Öffentliche Bedürfnisanstalt - moderner Gebäud mit Gas u. Wasserleitung in direkter Rohrpost-Verbindung mit Hofhof.
5. Marktschranke - Wandstütze für die spätere Marktschranke
6. Trinkhalle in Holz aufgeführt, dient im Sommer für den Antritt von Soldaten, im Winter als Schutz u. Heizung für die Arbeiter - "wie die Volkshalle, mit dem offenen Hofhof."
7. Die sogenannte Lichtsäule (Lichtsäule über dem Hofhof) wurde als öffentliche Beleuchtung, Klappentisch der Arbeiter - "wie die Volkshalle, mit dem offenen Hofhof."
8. Kaltentatz für Drucksachen II. Klasse (Vergewöhnung der Arbeiter)
9. Figuren: - ein Wächter u. ein Mann für den Hofhof u. Hofhof, ein Wächter, ein Wächter, ein Wächter u. Hofhof.

Mappe No 39  
Bild No 5

Ort der Herstellung: Hofhof in Berlin - Hofhof der Arbeiter in Hofhof.

den Hofhof der Arbeiter f. d. Hofhof Hofhof u. Hofhof von F. Albert Hofhof, Hofhof.



7. Hofhof

Zusammen mit unserem Archivar Martin Mende und unserem Bibliothekar Manfred Funke aus unserer Vereinsbibliothek habe ich F. Albert Schwartz' in Teilen schwer lesbare Handschrift entziffert und bin zu folgendem Ergebnis gekommen:

#### **Berliner Straßenbauten gegen Ende des 19. Jahrhunderts**

1. *Laterne für die Gasbeleuchtung*
2. *Stange für die Marktfahne. Standplatz für die heilige Markt Hermandad*
3. *Obst- und Grünkrambude in Art der Nomadenzelte, an jedem Ort aufstellbar, aus Stangen und Leinwand konstruiert.*
4. *Öffentliche Bedürfnisanstalt moderner Eisenbau mit Gas- und Wasserleitung in direkter Rohrpostverbindung mit Osdorf*
5. *Markpfahl Stationszeichen der Großen Berliner Pferdebahn*
6. *Trinkhalle in Holz aufgebaut, dient im Sommer für den Ausschank von Sodawasser, im Winter als Buch- und Zeitungshandlung, Aufenthalt der Sodaisten, „wo die Selter mit und ohne Spritzer ...“*
7. *Die sogenannte Litfaßsäule. Jahrhunderte überdauernder Cementbau ... als öffentlicher Vergnügungsanzeiger benutzt. Monopolisiert!*
8. *Halteplatz für Droschken II. Klasse (sogenannter Flohkasten)*
9. *Figuren: Ein Schutzmann und hinter ihm der Kopf eines Dienstmanns, ein Pferdebahnkontrollleur, ein Hökerweib, Arbeitsleute und Kinder.*

Ort der Handlung: Karlsplatz in Berlin, Kreuzung der Karlstraße und Luisenstraße

*Im Interesse des Vereins für die Geschichte Berlins aufgenommen von F. Albert Schwartz, Hofphotograph*

Welches Interesse nun genau den Auftrag für Schwartz ausgelöst hat, ist nicht überliefert. Es ist zu vermuten, dass die Abbildung Grundlage für einen Vortrag im Geschichtsverein gewesen sein könnte. Es ist bekannt, dass Schwartz mehrere Vorträge gehalten hat und auch Vorträge anderer Vereinsmitglieder mit Fotografien unterlegt hat. In jedem Falle haben wir hier ein seltenes Dokument, das die Tätigkeit des „Hofphotographen“ als Archivar für den Verein in besonderer Weise belegt. Die letzte Zeile könnte so interpretiert werden, dass Schwartz für diese Dokumentation gezielt auf Motivsuche ging und sich dann für den Karlsplatz entschied. Tatsächlich finden wir an kaum einer anderen Stelle in der Stadt eine so gut gelungene Kombination an Straßenbauten wie hier. Es ist, auch durch die geschickte Platzierung der „Figuren“ eine seiner schönsten Platzaufnahmen geworden. Der Verein für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865 ist stolz, sie nun wieder in seinem Archiv zu haben.

*Lothar Semmel  
Leiter des digitalen Fotoarchivs*

## Das Schicksal der alten Bestände von Bibliothek und Archiv des VfdGB

Die Vereinsbibliothek wurde 1959 neu eingerichtet. Neben der Darstellung der Umstände für die Neugründung in der Vereinschronik von 2015 sind folgende Veröffentlichungen in den *Mitteilungen* des Vereins wichtig:

Geschichte der Vereinsbibliothek bis 1945 – 4/2009, S. 258 ff. (Mende)  
Geschichte der Vereinsbibliothek nach dem 2. Weltkrieg – 2/2017, S. 165 ff. (Mende)  
Übernahme von alten Vereinsmanuskripten in das Archiv – 3/2009, S. 252 und 2/2010, S. 363 (Mende)  
Rückführung der Protokollbücher I und II in das Archiv – 2/2014, S. 357 (Mende)  
Gesamtübersicht alter Vortragsmanuskripte im Archiv – 3/2015, – S. 535 (Mende)  
Archivbestände aus dem 19. Jahrhundert – 4/2015, S. 569 (Mende)  
Nachlass-Splitter Dr. Kügler, Geschenk von Enno Kügler 2018 – 2/2019, S. 435 (Mende)  
Vereinsarchivalien im Besitz des Landesarchivs Berlin – 2/2019, S. 437 (Mende)  
Schicksal der Autographensammlung des Vereins – 1/2021, S. 171 (Mende)  
Dauerleihvertrag über Fontane-Autographen mit dem Fontane-Archiv – 1/2022, S. 341 (Klaus)  
Rückführung der Fotobestände des Vereins aus dem Landesarchiv Berlin – 2/2023, S. 541 (Semmel)  
Rückführung Deploratio vel Querimonia von 1588 aus dem Landesarchiv Berlin – 2/2023, S. 544 f. (Mende)

Im Januar 2023 hat das Landesarchiv Berlin auch das Archiv-Hauptbuch des Vereins restituiert, ein Band mit 1 212 Seiten, davon 1 018 durchnummeriert und 194 Seiten A-Z ohne Nummerierung. 777 Seiten sind vollkommen leer. Nach der Adresse des Buchbinders M. Brettschneider muss das Buch mit einem Gewicht von 5,4 Kilogramm zwischen 1905 und 1910 angelegt worden sein und enthält Eintragungen bis 1944. Nach dem Tode des Archivars Hermann Dobenzig 1932 sind nur noch lückenhafte Eintragungen zu finden, der Zugang eines Hitler-Bildes ist beispielsweise nicht dokumentiert.

Wir erhielten vom Landesarchiv Berlin auch den Band 2 des Vereinsgästebuchs zurück, 32 cm hoch und 44 cm breit, roter Leineneinband mit vergoldeter Schrift: „Zur Erinnerung des Vereins an die Gäste, welche seinen Arbeits-Sitzungen, Festen, außerordentlichen oder Wander-Versammlungen beigewohnt.“ von den 100 Seiten enthalten nur elf Eintragungen aus den Jahren 1873 bis 1877. Die letzte beschriftete Seite trägt lediglich die Überschrift „1877 Stiftungsfest am 31. Januar 1877“, aber keine Autogramme. Das Gästebuch wurde nach 1945 vom Stadtarchiv Berlin (Ost) unter der Nummer 6287-2, später im Landesarchiv Berlin unter der Signatur A.Rep 060-19 Nr. 2 aufbewahrt. Der Verbleib des ersten Bands vom Gästebuchs ist ungeklärt.

In der Sammlung des Mitte-Museums hat sich aus unserem Eigentum die Schrift *Die St. Paulsgemeinde von Berlin. Kurze Geschichte und Beschreibung derselben und ihres Grundes und Bodens, bei Gelegenheit der ersten Jahresfeier ihrer Kirchweih am 17. Julius 1836*, herausgegeben von Christian Friedrich Bellermann, angefundnen. Die Broschüre wird an den Verein zurückgegeben und der Mitarbeiter des Mitte-Museums Jonas Hartmann will einen kurzen Beitrag über die Rückgabe für die *Mitteilungen* 4/2023 verfassen.

*Martin Mende*

## Verleihung der Fidicin-Medaille an Susanne Kähler und Wolfgang Krogel

Die Herausgeber unseres Jahrbuchs Professor Dr. Susanne Kähler und Dr. Wolfgang Krogel gaben seit 2004 in der Nachfolge von Professor Dr. Sibylle Einholz und Dr. Jürgen Wetzel (vgl. Nachruf im Heft 1/2023, S. 520 f., der *Mitteilungen*) zusammen zwanzig Jahrbücher für unseren Vereins heraus! Sie baten im Vorstand um Verständnis, sich nach zwei Jahrzehnten von der Arbeit und von ihren Vorstandsämtern als stellvertretende Vorsitzende unseres Vereins zurückziehen zu wollen. Das Jahrbuch 2023 werden sie noch zusammen mit ihren Nachfolgern Dr. Nina

VEREIN FÜR DIE GESCHICHTE BERLINS E.V.  
GEGRÜNDET 1865

WAS DU ERFORSCHET, HAST DU MITERLEBT.

### Verleihung der Fidicin-Medaille

Der Verein für die Geschichte Berlins e.V., gegründet 1865, verleiht  
seinem Mitglied

**Professor Dr. Susanne Kähler**

die Fidicin-Medaille für Förderung der Vereinszwecke.

Diese Auszeichnung erfolgt in Würdigung ihres sich über zwei Jahrzehnte  
erstreckenden Wirkens als Mit-Herausgeberin unseres Jahrbuchs, als Stellvertretende  
Vorsitzende und Jury-Mitglied unseres Wissenschaftspreises.

Das Thema ihrer Dissertation „Deutsche Bildhauer in Paris 1871 bis 1914“ ließ sie  
zwischen Berlin und Paris pendeln. Susanne Kähler leitete das Kunstgusmuseum  
Lauchhammer, bis sie 2014 als Professorin an die Hochschule für Technik und  
Wirtschaft in Berlin berufen wurde. Dort wirkt sie als Dekanin des Fachbereichs  
Gestaltung und Kultur.

Die Arbeit des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, unterstützt sie oft  
und gerne durch Vorträge, Führungen und Beiträge in unseren Publikationen.

Berlin, den 24. Mai 2023



Dr. Manfred Uhlitz  
Der Vorsitzende



Dr. Dietmar Peitsch  
Der Schriftführer



Kreibig und Dr. Bruno Torres  
herausgeben. Der Vorstand  
beschloss, beiden jeweils eine  
Fidicin-Medaille zu verleihen,  
wozu unsere gut besuchte  
Jahreshauptversammlung  
2023 den passenden Rahmen  
bildete. Vor Eintritt in die  
Tagesordnung übernahm der  
Vorsitzende die Verleihung  
nach seiner Laudatio, die im  
Folgenden wiedergegeben sei:

*Meine Damen und Herren,  
als letzte Amtshandlung des  
scheidenden Vorstands wollen  
wir zwei herausragende  
Persönlichkeiten ehren – unsere  
geschätzten Herausgeber  
des Jahrbuches. Es ist eine außergewöhnliche  
Gelegenheit,  
die bemerkenswerte Arbeit und  
Hingabe von Susanne Kähler  
und Wolfgang Krogel anzuerkennen,  
deren unermüdlicher  
Einsatz dafür gesorgt hat, dass  
unser Jahrbuch zu einem wahren  
Meisterwerk geworden ist.*

*Ein Jahrbuch ist mehr als  
nur eine Ansammlung von*

*Seiten. Es ist ein Fenster in die Vergangenheit, eine Sammlung von Erinnerungen, ein Konvolut der Stadtgeschichte. Es ist ein Vermächtnis, das Generationen überdauert und die Geschichte und Errungenschaften des Vereins für die Geschichte Berlins dokumentiert. Und hinter jedem großartigen Jahrbuch stehen zwei noch großartigere Herausgeber – die Vision und den Antrieb besitzen, um aus einer Vielzahl von Beiträgen und Inhalten ein harmonisches Ganzes zu schaffen.*

*Unsere Herausgeber haben diese Aufgabe mit erstaunlichem Geschick und Professionalität gemeistert. Mit einer unvergleichlichen Leidenschaft und einem Auge für Details haben sie die Fäden zusammengeführt und das Jahrbuch zu einem einzigartigen Werk gemacht. Jede Seite spiegelt ihre Sorgfalt und ihr Streben nach Exzellenz wider. Durch ihre Führung und Expertise ist es ihnen gelungen, die Beiträge der Autoren zu einem fesselnden Erlebnis für den Leser zu verweben.*

*Darüber hinaus haben unsere Herausgeber eine bemerkenswerte Fähigkeit, Menschen zusammenzubringen und ihr Potenzial zu erkennen. Mit ihrem positiven Einfluss haben sie eine Umgebung geschaffen, in der Kreativität und Innovation gedeihen konnten. Jeder Autor wurde ermutigt, seine Fähigkeiten einzubringen und seine persönliche Note beizusteuern.*

*Doch neben ihrem Fachwissen und ihrer Führungsqualität ist es vor allem die menschliche Seite unserer Herausgeber, die uns beeindruckt. Ihre aufrichtige Empathie und ihre Begeisterung für die Geschichten und Erfahrungen anderer sind ansteckend. Sie haben die Gabe, Menschen zu ermutigen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Ihre Unterstützung und Anerkennung haben viele auf ihrem kre-*

*ativen Weg bestärkt und ihnen  
geholfen, über sich selbst  
hinauszuwachsen.*

*Liebe Susanne, lieber  
Wolfgang, Eure Leistung als  
Herausgeber dieses Jahrbuches  
ist einfach herausragend. Ihr  
habt mit Eurer Arbeit einen  
bleibenden Eindruck hinterlassen  
und die Messlatte für  
zukünftige Herausgeber sehr  
hoch gelegt. Eure Leidenschaft,  
Professionalität und Fähigkeit,  
Menschen zu begeistern, sind  
eine Inspiration für uns alle.*

*Heute möchten wir Euch  
von ganzem Herzen für Euren  
Beitrag danken. Ihr habt nicht  
nur zwanzig außergewöhnliche  
Jahrbücher geschaffen, sondern  
auch unsere Vereinsarbeit bereichert  
und die Erinnerungen an jedes  
einzelne Jahr auf wunderbare  
Weise bewahrt.*

*In allen Jahrbüchern achteten  
Susanne Kähler und Wolfgang  
Krogel darauf, sowohl kunsthistorische  
als auch historische Beiträge aufzunehmen.  
2015 gaben sie zwei  
Jahrbücher als Festschrift zum 150.  
Vereinsjubiläum heraus. 2016 wurde  
auf farbige Abbildungen umgestellt.  
Im gleichen Jahrbuch wurden für  
einen Beitrag über die Reichskanzlei  
temporär unzählige Bilder ergänzend  
im Internet veröffentlicht. Abbildungen  
benutzten sie nicht nur als Illustration  
und Auflockerung, sondern als  
historische Belege. Die Fotografie-  
Geschichte war häufig Thema im  
Jahrbuch. Seit 2018 verleihen wir  
einen jährlichen Wissenschaftspreis,  
wobei beide Herausgeber in der  
Jury sind und auch so Beiträge  
zumeist junger Wissenschaftler gewinnen  
– oftmals als eine Art Trostpreis für  
die nicht Ausgezeichneten. 2021  
änderten sie das Layout in  
zweispaltige Seiten, was allseits  
als angenehm beim Lesen empfunden  
wird. Den „Bären von Berlin“ ließen  
sie oft in humorvoller Absicht als  
ein anderes Tier in historischem  
Gewand erscheinen.*

*Bitte nehmt unseren aufrichtigen  
Dank und unsere herzlichsten  
Glückwünsche entgegen. Möge  
Eure Zukunft mit weiteren  
Erfolgen, inspirierenden Projekten  
und persönlichem Glück erfüllt sein.  
Ihr habt zweifellos Spuren  
hinterlassen, die weit über das  
Jahrbuch hinausgehen, und wir  
sind Euch dafür unendlich dankbar.  
Vielen Dank!*

*Unseren Dank zeigen wir durch  
die Verleihung jeweils einer  
Fidicin-Medaille an Susanne  
Kähler und Wolfgang Krogel.  
1872 ehrte der Verein für die  
Geschichte Berlins Ernst Fidicin  
mit einer Medaille für seine  
50jährigen segensreiche Arbeit  
als Berliner Stadtarchivar und für  
seine Verdienste um die Berliner  
Geschichtschreibung. Abgebildet  
ist eine sitzende Berolina, eine  
Urkunde betrachtend.*

VEREIN FÜR DIE GESCHICHTE BERLINS E.V.  
GEGRÜNDET 1865

WAS DU ERFORSCHET, HAST DU MITERLEBT.

### Verleihung der Fidicin-Medaille

Der Verein für die Geschichte Berlins e.V., gegründet 1865, verleiht  
seinem Mitglied

**Dr. Wolfgang Krogel**

die Fidicin-Medaille für Förderung der Vereinszwecke.

Diese Auszeichnung erfolgt in Würdigung seines sich über zwei Jahrzehnte  
erstreckenden Wirkens als Mit-Herausgeber unseres Jahrbuchs, als Stellvertretender  
Vorsitzender und Jury-Mitglied unseres Wissenschaftspreises.

Wolfgang G. Krogel wurde 1990 in Bielefeld bei Reinhart Koselleck zum Thema „Der  
protestantische Friedhof in Rom als kulturhistorisches Denkmal“ promoviert. Nach einer  
Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter arbeitete er im Archivio Storico Capitolino, dem  
historischen Archiv der Stadt Rom, am Aufbau des Archivwesens der Evangelisch-  
Lutherischen Kirche in Italien. Von 1995 an leitete er das Evangelische Landeskirchliche  
Archiv in Berlin, seit 2000 als Kirchenarchivdirektor.

Die Arbeit des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, unterstützt er oft  
und gerne durch Vorträge, Führungen und Beiträge in unseren Publikationen.

Berlin, den 24. Mai 2023



Dr. Manfred Uhlitz  
Der Vorsitzende



Dr. Dietmar Peitsch  
Der Schriftführer





*Zu ihren Füßen ist ein Stapel Bücher, von denen einen Namen Fidicin trägt. Ebenfalls zu ihren Füßen sitzt ein Bär mit dem ersten Berliner Stadtsiegel von 1253. Im Hintergrund sind Berliner Gebäude zu sehen, das Brandenburger Tor, die Siegessäule, das Berliner Rathaus und die Schlosskuppel. Die Inschrift ist das Motto unseres Vereins: „Was Du erforschet, hast Du mit erlebt“. Fidicin erhielt seine Medaille aus der Hand Kaiser Wilhelms I., in Eurem Fall übernimmt sogar der Vorsitzende des Vereins für die Geschichte Berlins diese Aufgabe höchstpersönlich!*

Manfred Uhlitz

## Jahreshauptversammlung 2023

Am 24. Mai 2023 fand die diesjährige Hauptversammlung mit Wahlen des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, im Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek in der Breiten Straße in Berlin-Mitte statt. Vor Eintritt in die Tagesordnung verlieh der Vorsitzende aufgrund eines Vorstandsbeschlusses je eine Fidicin-Medaille an die langjährigen Herausgeber unseres Jahrbuchs Professor Dr. Susanne Kähler und Dr. Wolfgang Krogel. Die letzte Amtshandlung der alten Wahlperiode ist regelmäßig die Ehrung der seit der letzten Jahreshauptversammlung verstorbenen Damen und Herren unseres Vereins: Eike-Eckehard Baring, Eva Börsch-Supan, Ellen Brast-Winkelmann, Ernst Uwe Griebenow, Hans Hoffmann, Renate Holle, Volker Klepp, Hermann Malchow, Horst Peters, Peter-Paul Rohrlach, Manfred Schneider, Jürgen Wetzl. Bei der Verlesung der Namen hatten sich die 56 anwesenden Mitglieder unseres Vereins von ihren Plätzen erhoben, wofür ihnen der Vorsitzende anschließend dankte. Zu Beginn der Sitzung stellte der Vorsitzende fest, dass auf der Rückseite des letzten Heftes der *Mitteilungen* 2/2023 ordnungsgemäß eingeladen worden sei. Die Versammlung stimmte der vom Vorstand vorgeschlagenen Tagesordnung einstimmig zu. Die Tätigkeits-, Kassen- und Bibliotheksberichte lagen ausreichend fotokopiert vor, so dass zügig zu den Berichten der Kassen- und Bibliotheksprüfern übergegangen werden konnte, die keine Beanstandungen ergaben. Da keine Aussprache gewünscht wurde, konnte zur Entlastung des Vorstands übergegangen werden, was bei der Enthaltung der anwesenden Vorstandsmitglieder einstimmig beschlossen wurde. Für den Tagesordnungspunkt der Vorstandswahlen schlug der Berichterstatter die bisherige stellvertretende Vorsitzende Susanne Kähler als Sitzungsleiterin vor, da sie nicht mehr für den Vorstand kandidieren wollte. Diejenigen Mitglieder, die erstmals für ein Vorstandsamt kandidierten, stellten sich vor Beginn des Wahlgangs vor. Es wurde auf Beschluss der Versammlung offen abgestimmt. Die Wahl erfolgte bei Enthaltung der Kandidaten jeweils einstimmig. Der neue Vorstand setzt sich aus folgenden Mitgliedern unseres Vereins zusammen:

**Vorsitzender:** Dr. Manfred Uhlitz, **1. Stellv. Vorsitzende:** Professor Dr. Ingrid Scheurmann, **2. Stellv. Vorsitzender:** Professor Dr. Thomas Sandkühler, **Schriftführer:** Dr. Dietmar Peitsch, **Stellv. Schriftführerin:** Professor Dr. Ilona Wuschig, **Schatzmeisterin:** Regina Preuß, **Stellv. Schatzmeister:** Professor Dr. Dr. h.c. Wolfgang Pfaffenberger.

Zu Beisitzer wurden in alphabetischer Reihenfolge gewählt: Dr. Antje Bielfeld-Müller, Dr. Johannes Fülberth, Ines Hahn, Dipl.-Betriebswirt Jörg Kluge, Claudia Melisch M.A., Lothar Semmel, Mathias C. Tank und Doris Tüsselmann.

Die Kassenprüferinnen Dagmar Behrendt und Dagmar Bruchalska sowie die Bibliotheksprüfer Heinz-Eberhard Kuhn und Thomas Goerke wurden bei eigener Enthaltung einstimmig wiedergewählt.

Im Anschluss an die Mitgliederversammlung hielten Eva Rothkirch und Malte Borgmann die in den *Mitteilungen* angekündigten Vorträge, die von der Versammlung mit lautstarkem Beifall bedankt wurden!

Manfred Uhlitz

## Die „Bibliothek der deutschen Heimatzeitschriften“ bittet um Unterstützung

Die *Geographische Zentralbibliothek* (GZB) im Leibniz-Institut für Länderkunde in Leipzig hat Ende 2013 vom *Bund Heimat und Umwelt* (BHU) die „Bibliothek der deutschen Heimatzeitschriften“ übernommen. Zahlreiche Heimatvereine und andere Herausgeber senden ihre Publikationen inzwischen an die GZB und unterstützen dadurch den Aufbau der heimatkundlichen Bibliothek. Aus ganz Deutschland werden annähernd 2 000 Nachrichtenblätter, Zeitschriften, Jahrbücher und Serien regelmäßig nach Leipzig gesandt (<http://ifl.wissensbank.com>). Da die Bibliothekslandschaft in Deutschland dezentral aufgebaut ist, kann man in keiner deutschen Leihbibliothek (die Deutsche Nationalbibliothek als Präsenzbibliothek bildet einen Sonderfall) heimatkundliche Literatur regionsübergreifend vorfinden. Durch den Aufbau der „Bibliothek der deutschen Heimatzeitschriften“ entsteht somit ein einmaliger Bestand, der es erlaubt, heimatkundliche und regionalgeschichtliche Literatur räumlich vergleichend zu untersuchen.

Trotz des großen Erfolgs in den letzten Jahren fehlen noch zahlreiche Zeitschriften, oder die Bestände in Leipzig sind lückenhaft vorhanden. Die GZB hofft, dass sich durch diesen Aufruf weitere Vereine in Berlin, aber auch Privatpersonen entschließen, die von Ihnen betreuten Zeitschriften an die Leipziger Bibliothek zu senden. Erwünscht sind auch die Zeitschriften, die inzwischen eingestellt wurden, von denen es aber vielleicht noch Lagerbestände gibt. Tagtäglich werden private Bibliotheken aufgelöst, oftmals werden die Bücher entsorgt. Auch in solchen Fällen bietet sich die GZB als Ansprechpartner an. Bei größeren Sendungen können die Versandkosten übernommen werden.

Für weitere Informationen setzen Sie sich bitte mit uns in Verbindung: Dr. Heinz Peter Brogiato, Leibniz-Institut für Länderkunde GZB – Heimatzeitschriften, Schongauerstr. 9, 04328 Leipzig, Mail: [h\\_brogiato@leibniz-ifl.de](mailto:h_brogiato@leibniz-ifl.de), Telefon 0341 600 55 126.

## Peter Rohrlach †

Peter Rohrlach wurde am 20. Juni 1933 in Berlin-Mahlsdorf als Sohn des kaufmännischen Angestellten Gustav Rohrlach und Enkel des Mahlsdorfer Ortspfarrers Paul Rohrlach geboren. Von 1939 bis 1943 besuchte er die Mahlsdorfer Volksschule, danach das Gymnasium in Stolp/Pommern. Von 1946 bis 1953 war er Schüler des Grauen Klosters in Berlin (Ost). 1947 rettete er 6 000 Bücher der Schulbibliothek aus den Ruinen des alten Schulgebäudes in der Klosterstraße. Von 1953 an studierte er Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin und von 1955 bis 1961 Rechts- und Staatswissenschaften an der Freien Universität. Professor Dr. Dr. Bruno Harms, später auch Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins, wurde zu seinem väterlichen Freund. Durch den Bau der Mauer musste er wieder zur Humboldt-Universität zurückkehren, machte dort 1985 seinen Abschluss als Diplom-Historiker und wurde dort am 1987 zum Dr. phil. promoviert.



Seit 1961 arbeitete Peter Rohrlach in der Berliner Stadtbibliothek, seit Dezember 1966 als Leiter der Abteilung Historische Sondersammlungen, von 1972 bis 1996 auch als Leiter der Fachabteilung Berlin-Bibliothek, von 1980 bis 1996 zusätzlich als Leiter der Ratsbibliothek. Von 1980 bis 1998 war er Leiter der Hauptabteilung Wissenschaftliche Fachbibliotheken und Stellvertretender Direktor der Berliner Stadtbibliothek. Bei seiner dienstlichen Tätigkeit traf er auf Sammlungsgegenstände des Vereins für die Geschichte Berlins, die während des Krieges und danach in den Besitz der Stadtbibliothek gelangt waren. Im Rahmen eines Leihvertrages mit der Zentral- und Landesbibliothek Berlin werden die Gegenstände von dieser erschlossen und für den Verein verwahrt.

Peter Rohrlach trat dem Verein für die Geschichte Berlins 1996 bei und wirkte als Vorstandsmitglied und Autor. Er setzte sich

nachdrücklich für die Unterbringung der Vereinsbibliothek in Räumen der Zentral- und Landesbibliothek ein. 2005 erhielt er für sein Lebenswerk die *Fidicin-Medaille* in Würdigung seiner herausragenden Verdienste um die Erforschung der Geschichte Berlins und die Pflege ihrer Zeugnisse: „Der Verein für die Geschichte Berlins, gegründet 1865, spricht hiermit Herrn Dr. Rohrlach Dank und Anerkennung aus für seine vielfältige wissenschaftliche Tätigkeit, sein erfolgreiches Eintreten zur Erhaltung der Kunst- und Kulturschätze der Streit'schen Stiftung – insbesondere für seinen Einsatz als Kurator der Buch- und Archivbestände – und für sein Wirken als Vorstandsmitglied des Vereins für die Geschichte Berlins.“ Die Sammlungen des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster (Streit'sche Stiftung) werden heute von der Zentral- und Landesbibliothek Berlin verwahrt, die Gemälde der Stiftung befinden sich als Leihgabe in der Gemäldegalerie der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Peter Rohrlach gehörte von 1970 bis 1991 zum Notvorstand der Streit'schen Stiftung in Berlin (Ost). Nach der Zusammenführung des Stiftungsvermögens im Rahmen der Wiedervereinigung wurde er als 6. weiteres Vorstandsmitglied gewählt und gehörte schließlich mehr als 50 Jahre dem Stiftungsvorstand an.

Peter Rohrlach machte sich auch als brandenburgischer Landeshistoriker einen Namen. Er verfasste für das Historische Ortslexikon Brandenburg die Teile 5 (Zauch-Belzig), 7 (Lebus) und 10 (Jüterbog-Luckenwalde). Im Februar 2018 erschien nach drei Jahrzehnten Forschung sein zweibändiges Historisches Ortslexikon für die Altmark, geballtes Wissen auf 2 904 Seiten und herausgegeben vom Brandenburgischen Landeshauptarchiv! Trotz gesundheitlicher Probleme konnte er damit sein wissenschaftliches Lebenswerk vollenden. Peter Rohrlach starb am 21. März 2023 drei Monate vor seinem 90. Geburtstag. Wir werden seine Warmherzigkeit, seinen Humor und seine Fachlichkeit in Erinnerung behalten.

*Martin Mende*

## Veranstaltungen im 3. Quartal 2023

- 20 Dienstag, 11. Juli 2023, 17 Uhr! „**MACHT RAUM GEWALT**“, Kuratoren-Führung mit unserem Mitglied **Dr. Benedikt Goebel**. Die Ausstellung der Akademie der Künste nimmt die Planungen und Bauten des Nationalsozialismus nicht nur im Deutschen Reich, sondern auch in anderen – besetzten und nicht besetzten – Ländern in den Blick. Die Ergebnisse eines mehrjährigen Forschungsprojektes des Bundesbauministerium bilden die Grundlage der Ausstellung, die nicht die zumeist Projekt gebliebenen Repräsentationsbauten, sondern vielmehr Verwaltungsbauten, Infrastrukturanlagen, Baracken, Bunker und vor allem die zahllosen Zwangsarbeits- sowie die Konzentrations- und Vernichtungslager in den Mittelpunkt stellt. Dauer 90 Minuten. Das Haus schließt um 19 Uhr. Eintritt frei. Anmeldung bei Dr. Manfred Uhlitz, Uhlitz@DieGeschichteBerlins.de oder Telefon (030) 305 81 23. Akademie der Künste, Pariser Platz 4, 10117 Berlin-Mitte.
- 21 Mittwoch, 12. Juli 2023, 19 Uhr: „**Ruhmlose Helden – Ein Flugzeugabsturz und die Tücken deutsch-russischer Verständigung**“, Lesung und bebildeter Vortrag von Frau **Dr. Gesine Dornblüth** und **Thomas Franke**, Journalisten und Autoren. Am 6. April 1966 stürzte ein sowjetischer Jagdbomber in den West-Berliner Stößensee. Die beiden Autoren nehmen uns mit an die Schauplätze des Geschehens und erzählen von großem Mut und kleinen Missverständnissen, von der Macht der Propaganda und den offenen Wunden der Vergangenheit. Gäste willkommen! \_Ort: Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, 10178 Berlin-Mitte, Eintritt frei.
- 22 Sonnabend, 15. Juli 2023, 16 Uhr: „**Hansaviertel: Das Alte im Neuen**“ entdecken Sie mit der Historikerin **Ruth Pabst** Spuren des ursprünglichen Hansaviertels auf einem Stadtrundgang. Nach ihrem viel gelobten Rundgang durch das heutige Hansaviertel am 6. Mai 2023 setzen wir unsere Erkundung auf historischen Pfaden fort! Sie werden auf Sichtbares und Verstecktes aufmerksam gemacht sowie über Vergangenes informiert. Damit soll das reizvolle Gründerzeit-Viertel mit seinen interessanten Bewohnern in Erinnerung gebracht werden. Dauer: ca. 90 Minuten. Teilnehmergebühr 5 € pro Person – bitte passend mitbringen. Treffpunkt: U-Bahnhof Hansaplatz vor der Hansabücherei.
- 23 Sonntag, 20. August 2023, 16 Uhr: „**Gedenkort Güterbahnhof Moabit**“, Rundgang mit unserem Mitglied **Andreas Szagun**. Etwa 30 000 Berliner Juden wurden zwischen 1942 und 1945 von hier aus in verschiedenste Konzentrationslager deportiert. Seit 2017 sind die Reste der ehemaligen Gleise als Gedenkort gestaltet, woran unser Mitglied im Rahmen eines Gutachtens für die Senats-Kulturverwaltung beteiligt war. Wir erhalten Information fokussiert auf den Deportationsort, die Rolle der DR und die Alleinstellungsmerkmale der Bahnhöfe Grunewald und Moabit im Rahmen der Shoah. Treffpunkt: Quitzowstraße 18-21, 10559 Berlin-Moabit, Weg zwischen Baumarkt und Verbrauchermarkt. Busse M 27, 123 (Haltestelle Quitzowstraße), Bus 142 (Haltestelle Perleberger Brücke, liegt um die Ecke), S + U Westhafen.
- 24 Sonnabend, 2. September 2023, 14 Uhr: „**Sommerlicher Rundgang zur Geschichte der Halbinsel Stralau**“ mit unserem Mitglied **Dr.-Ing. Uwe Michael Nübel**. Von ihm stammt die Idee, die historischen Spuren auf der Halbinsel durch einen „Geschichtspfad“ zu verbinden, an dem man bei zwölf Stationen an vergangene Ereignisse und Begebenheiten erinnert wird. Vgl. als Vorbereitung seinen Aufsatz zum „Stralauer Fischzug“ im Heft 3/2019,



S. 446 ff., in unseren *Mitteilungen!* Treff vor der Dorfkirche, Tunnelstr. 5–11, 10245 Berlin-Friedrichshain. Anmeldung erbeten bei: uwe\_nuebel@t-online.de (maximal 20 Teilnehmer). Bus 347 vom S + U-Bahnhof Warschauer Straße.

*Reihe „Mitglieder laden ein“:*

- 25 Freitag, 22. September 2023, 17 Uhr: **„Von Tor zu Tor in Berlin-Kreuzberg“** – eine Stadtwanderung zu Spuren aus Geschichte und Gegenwart mit unserem Mitglied **Frank Körner**. Wir gehen auf eine rund zweistündige Spurensuche – vom Kottbusser Tor über das Wassertor (bei der Anlage des Luisenstädtischen Kanals an der Stelle errichtet, wo dieser die damalige Stadtmauer durchfloss) bis hin zum Halleschen Tor, im Wesentlichen dem Verlauf des Landwehrkanals folgend. Die Strecke beträgt 3,8 Kilometer. Maximal 25 Teilnehmer. Anmeldung bei Dirk Pinnow erbeten: dirk@pinnow.com.

*Reihe „Informationsbesuch in Berlins Kiezen“:*

- 26 Sonntag, 24. September 2023, 12 Uhr: **„Dorf-Jubiläum: 650 Jahre Buckow“** – eine exklusive Führung im Heimatmuseum und im Ortsteil Alt-Buckow mit **Hartmut Christians**, dem Vorsitzenden des Buckower Heimatvereins. Wiederholung der Veranstaltung vom 19. März 2023. Maximal 20 Teilnehmer. Anmeldung bei Dirk Pinnow erbeten: dirk@pinnow.com

Verein für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865

[www.DieGeschichteBerlins.de](http://www.DieGeschichteBerlins.de)

**Vorsitzender:** Dr. Manfred Uhlitz, E-Mail: [Uhlitz@DieGeschichteBerlins.de](mailto:Uhlitz@DieGeschichteBerlins.de) | Pressesprecher: Mathias C. Tank, [Tank@DieGeschichteBerlins.de](mailto:Tank@DieGeschichteBerlins.de) | **Stellv. Vorsitzende:** Professor Dr. Ingrid Scheurmann, [Scheurmann@DieGeschichteBerlins.de](mailto:Scheurmann@DieGeschichteBerlins.de); Professor Dr. Thomas Sandkühler, [Sandkuehler@DieGeschichteBerlins.de](mailto:Sandkuehler@DieGeschichteBerlins.de) | Postanschrift für alle Vorstandsmitglieder, Geschäftsstelle, **Bibliothek und Archiv:** Breite Str. 36 (Eingang Neuer Marstall, Schloßplatz 7), 10178 Berlin, Telefon (030) 902 26 449. E-Mail: [Bibliothek@DieGeschichteBerlins.de](mailto:Bibliothek@DieGeschichteBerlins.de) | **Öffnungszeiten:** mittwochs 15–18.45 Uhr | **Schatzmeister:** Regina Preuß, [Preuss@DieGeschichteBerlins.de](mailto:Preuss@DieGeschichteBerlins.de); Professor Dr. Wolfgang Pfaffenberger, [Pfaffenberger@DieGeschichteBerlins.de](mailto:Pfaffenberger@DieGeschichteBerlins.de) | **Schriftführer:** Dr. Dietmar Peitsch, [Peitsch@DieGeschichteBerlins.de](mailto:Peitsch@DieGeschichteBerlins.de), Professor Dr. Ilona Wuschig, [Wuschig@DieGeschichteBerlins.de](mailto:Wuschig@DieGeschichteBerlins.de) | **Internetredaktion:** Redaktion@[DieGeschichteBerlins.de](http://DieGeschichteBerlins.de) | **Veranstaltungen:** Jörg Kluge, [Kluge@DieGeschichteBerlins.de](mailto:Kluge@DieGeschichteBerlins.de); Dipl.-Ing. Dirk Pinnow, [Pinnow@DieGeschichteBerlins.de](mailto:Pinnow@DieGeschichteBerlins.de) | **Mitgliedschaft:** Neue Mitglieder sind herzlich willkommen! Jahresbeitrag Einzelperson 60 €, Familien/Partner 90 €, Studierende und Auszubildende bis zum 28. Lebensjahr 35 € und Fördermitglieder mind. 120 € inkl. Bezug Vierteljahresschriften und Jahrbuch | **Bankverbindung:** Sparkasse Berlin, IBAN DE06 1005 0000 0190 4487 76 (BIC BELADEV3333)

Die MITTEILUNGEN sind eine Beilage für die Mitglieder des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, zur vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift „Berliner Geschichte“. Der Bezug ist im Mitgliedsbeitrag enthalten. **Schriftleitung:** Dr. Manfred Uhlitz. Textbeiträge sind willkommen! Bitte an den Schriftleiter senden. Mit der Einsendung von Beiträgen erklärt sich der Autor/die Autorin mit der Veröffentlichung auch im Podcast auf der Internetseite des VfdGB einverstanden. Layout und Satz: Norman Bösch, [normanboesch@hotmail.de](mailto:normanboesch@hotmail.de)

**Alle Rechte vorbehalten.**